

Mitteilungsblatt der Freunde
des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

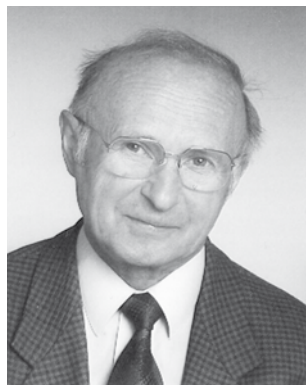
FREUNDE DES
DOM Spiegel
GYMNASIUMS FREISING



Freisinger Dom-Spiegel / Jahrgang 2006

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Diese Worte des Schauspielers aus dem Vorspiel zu Goethes Faust ist mehr als Entschuldigung denn als Motto dieses Heftes gedacht, auch wenn sein Herausgeber natürlich hofft, dass nach der Lektüre ein jeder Leser sein „Stück“ gefunden hat. Angedacht war ein Dom-Spiegel der Rückblicke, was diese Nummer in Teilen auch ist, erinnert sie doch an ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte des Dom-Gymnasiums, als die Schule vor einem Vierteljahrhundert ihr neues Haus auf der Nordseite des Dombergs bezog, das erste in ihrem damals 152jährigen Dasein; im November 1980 zog man ein, im Juli 1981 fand die feierliche Besitznahme statt. Es ist uns eine Ehre, dass sich der Architekt dieses gelungenen Schulbaus Professor Dr. Ing. Helmut Gebhard, die Zeit genommen hat zu einem längeren Gespräch über das von ihm entworfene Haus. Es hat die Schule für Jahrzehnte währende Entbehrungen wohl entschädigt, und nach 25 Jahren kann man von ihm sagen, dass die Zeit es geprüft und für gut befunden hat. In der Klarheit und Großzügigkeit seiner Strukturierung und Formen bietet es unter dem hoch schwingendem Dach der weitläufigen großen Halle Möglichkeiten der Entfaltung, die die Schule zu ihrem Nutzen auch ergriffen hat, ohne, wie es sich auch im Bauwerk selbst darstellt, das tradierte Gute aufzugeben. Es ist das Haus selbst



ein Pfund, mit dem sie so, wie es ihr übergeben wurde, bisher gut gewuchert hat, und sie wird es hoffentlich auch künftig nicht verschleudern.

Rückblick ist auch das Interview mit Dr. Karl Bayer, der vor genau einem halben Jahrhundert diese Schule wieder verließ, nachdem er vier Jahre lang an ihr Alte Sprachen und Geschichte unterrichtet hatte, und an dessen Lehrtätigkeit seine damaligen Schüler und (auch wenn ihrer nur eine Handvoll war) Schülerinnen sich noch immer gut erinnern. Und hundert Jahre ist es her, dass der langjährige Direktor der Schule, der vor zwei Jahren verstorbene OStD Andreas Brandmair geboren wurde. Herr StD Rott hat das gereimte Lob beigesteuert, mit dem er Andreas Brandmair zu dessen 80. Geburtstag ehrte.

Wir befassen uns aber auch mit der Gegenwart in verschiedenen Tätigkeitsberichten, die auch wieder von zur Schulzeit nicht geahnten Karrieren zeugen. Zu ahnen war vielleicht die Laufbahn, die Agnes Imhof genommen hat, nicht die der Orientalistin, aber die der Romanautorin. Wir haben sie, was uns besonders freut, zu einem Gespräch über ihren jüngst erschienenen Erstlingsroman gewinnen können, der in die islamische Welt des 10. Jahrhunderts entführt. Rebecca Lenz' begeisterte Reaktion nach dessen Lektüre könnte und soll zum Lesen verleiten. Hier möchten wir

noch darauf aufmerksam machen, dass wir den Autor des von Reinfried Keilich besprochenen Wörterbuches „Bairisches Deutsch“, Prof. Dr. Ludwig Zehetner, im September in Freising erleben können.

Bedanken möchte ich mich vor allem bei den Autoren der Beiträge, die trotz ihrer beruflichen Belastungen noch die Zeit fanden, etwas über sich und ihre Arbeit mitzuteilen, sowie bei allen, die sonst noch zur Erstellung dieser Ausgabe des Dom-Spiegels beigetragen haben, vor allem Frau Sigrid Groneberg, die wieder den Umschlag gestaltet hat, Herrn Markus Franke und der Herrn Peter Wöhr (blubbfish image & art werbeagentur) für Layout und Gestaltung und den Herren Andreas Hofmann und Michael Korotwitschka dafür, dass sie die Verbindung zu unseren Sponsoren aufrecht gehalten haben. Letzteren danken wir für ihre zuverlässige Unterstützung.

Schließen möchte ich mit der Bitte an unsere Leser mit ihrer Meinung zum Dom-Spiegel und gegebenenfalls mit der Kritik an ihm nicht zurückzuhalten. Wenn Sie selbst etwas in unserer Zeitschrift veröffentlichen möchten, dann lassen Sie es uns wissen. Sie können uns am besten über die Schule erreichen:

Freunde Des Dom-Gymnasiums
Domberg 3-5, 85354 Freising
Oder über die eMail-Adresse:
info@das-dom.de

Inhaltsverzeichnis

Seite 2	Editorial	Manfred Musiol
Seite 3	Interview mit Professor Dr. Ing. Helmut Gebhard	Manfred Musiol
Seite 6	Last und Chance der Freiheit	Rainer Finn
Seite 8	Der Zweite Weltkrieg – ein ferner Krieg für junge Menschen?	Manfred Musiol
Seite 10	Aus der Unterrichtsarbeit in Geschichte	
Seite 16	Interview mit Dr. Karl Bayer	Manfred Musiol
Seite 21	Impressionen vom Arbeitsplatz Kroatien	Wolfgang Altmann
Seite 26	Mit Musik um die Welt	Andreas Schmid
Seite 29	L'avvocato	Michael A. Hofmann
Seite 31	Italiensehnsucht – auch Brescia ist sehenswert	Ilsemarie Brandmair Dallera
Seite 34	Im Vogelparadies Neusiedlersee	Rudolf Janoschek – Ursula Flem
Seite 36	Erinnerungen an OStD Andreas Brandmair	Herbert Rott
Seite 38	Interview mit Dr. Agnes Imhof	Manfred Musiol
Seite 42	Bücherecke	
Seite 46	Klassentreffen der Absolvía 1981 und 1956	
Seite 48	Aus dem Vereinsleben	Wolfgang G. Illinger
Seite 49	Das Dom-Gymnasium im Schuljahr 2006/06	OStD Alfons Strähuber
Seite 59	Schwarzes Brett	
Seite 60	Wir gratulieren – Geburtstage	

„Keine schmalbrüstige Lösung“

Interview mit Professor Dr. Ing. Helmut Gebhard, Architekt, BDA



Herr Professor Gebhard, wir in Freising erachten das von Ihnen entworfene neue Dom-Gymnasium für eine der schönsten Schulen Bayerns, für sich genommen wie in ihrer Einpassung in die bauliche Situation am Domberg. Weniger bewusst ist inzwischen, dass das Schulgebäude eine Metamorphose ursprünglich ganz anderer Vorstellungen ist, mit denen Sie 1970 den Wettbewerb um den Neubau der Schule gewonnen haben. Wie stellt sich dieser Vorgang in Ihrer Sicht da?

1970 wurde ein Wettbewerb für den Neubau des Dom-Gymnasiums und der Neufassung der gesamten Nordseite des Dombergs ausgeschrieben. Ich kannte die Situation sehr gut, da ich Mitte der fünfziger Jahre Baureferendar in Freising gewesen war. Sehr oft besuchte ich auch droben den Domberg und war begeistert von dieser großartigen Situation. So hatte ich zur Aufgabe auch eine starke innere Beziehung. Die Planung ging von der Nordseite aus und umfasste im Westen das neu zu bauende Priesterseminar, im Osten den Bau einer Realschule, und der Mittelteil war eben das Dom-Gymnasium. Für den Wettbewerb war vom Denkmalamt völlige Freiheit gegeben, da auf dieser Nordseite mit Ausnahme des Forstamtes und des Turms des unteren Dombergtors nichts erhalten bleiben musste. Auch der Kanzlerbogen hätte geopfert werden können. Das war die Chance, die Altstadt von Freising mit dem Domberg räumlich stärker zu verbinden und die Qualitäten des Dombergs für die Stadt intensiver spürbar zu machen. Am Marienplatz unten stand ja das Geviert der alten Akademie, das man zu einem nach Süden offenen U-förmigen Hof hätte weit öffnen können, der dann den

Blick auf den Domberg über die Moosach weg freigibt. Es war gedacht, diese zu einer kleinen Wasserfläche zu verbreitern und mit einer Brücke zu überspannen. Über Terrassen sollte dann der Aufstieg den Domberg hinauf am Gymnasium vorbei in die innere Domhof-Situation hinein führen.

Wären dabei nicht Moderne und Überlieferung krass aufeinander gestoßen?

Diese groß angelegte Lösung war aber maßstäblich gegliedert. Bei allen meinen Bauten, auch später, habe ich sehr viel Wert auf städtebauliche Einfügung und letzten Endes auch auf eine geistige Fortsetzung des abendländischen Erbes im Bauen gelegt. Ich bin noch heute überzeugt, dass die Architektur der Moderne eine ganz wesentliche Aufgabe unserer Zeit ist, die man nicht ohne weiteres an die Postmoderne oder den Dekonstruktivismus verraten dürfe. So hatte ich auch schon im Wettbewerb einen verputzten Bau vorgesehen, mit schrägen Pultdächern, die gegliedert waren. So betrachtet, war das damals eine Planung, die, wie ich noch heute meine, für die Bewohner von Freising und letzten Endes für das Gesamtensemble von Freising plus Domberg eine sehr attraktive Lösung gewesen wäre. Sie hat dann auch im Wettbewerb einen eindeutigen ersten Preis erhalten, wie es sich auch beim Vergleich der Wettbewerbsmodelle, die in Johanniskirche ausgestellt wurden, gezeigt hat. Es waren bekannte Architekten der damaligen Zeit am Wettbewerb beteiligt, den zweiten Preis erhielten H.P. Buddeberg und H. Kochta, Alexander von Branca hatte den dritten Preis. Der erste Preis ging an mich zusammen mit Thomas Richter. Wir haben den Entwurf zusammen gemacht, aber auch noch andere jungen Mitarbeiter, die wir natürlich auch genannt haben, waren daran beteiligt.

Warum wurde die Gelegenheit zu dieser großen Lösung nicht genutzt?

Bei der Umsetzung zeigte sich, dass weniger Geld vorhanden war, so konnte man wesentliche Teile nicht verwirklichen, weder von der Kirche her, noch die Realschule.

Na gut, dann kam der Entwurf nur für das Gymnasium. Das war dann eine Lösung mit vier gegliederten Baukörpern. Die habe ich den zuständigen Gremien vorgebracht. Die geplanten Kosten beliefen sich auf wirtschaftliche 20 Millionen DM. Inzwischen war aber ein Streit entbrannt, da nun der Historische Verein mit

Herrn Dr. Benker, aus ihrer Sicht legal, die Erhaltung des Hofbräuhauses forderten, das von der Denkmalpflege völlig zum Abriss freigegeben war. Jetzt wurde die Meinung vertreten, dass es sich nicht um das Hofbräuhaus, sondern den Wohnsitz handle, den Fürstbischof Philipp sich im 16. Jahrhundert hat bauen lassen. Das eigentlich heruntergekommene Gebäude hatte zwei schöne Gewölbeanlagen, und zwar die noch heute auf der Westseite be-



stehende, bei der man jetzt fragt, ob man sie nicht zur Schülerspeisung mit in den Schulkomplex einbeziehen könnte, und dann noch die zweite Halle beim Eingang, die sogenannte Säulenhalle im Osten.

War die jetzige Lösung die unmittelbare Antwort darauf?

Es gab widersprüchliche Stellungnahmen. Auf der einen Seite wollte das Kultusministerium das Gymnasium bauen, aber es sollte nicht zu teuer sein, und auf der anderen Seite stand das Anliegen des Historischen Vereins. Schließlich gab es den Beschluss einer Elternversammlung, wo mit großer Mehrheit die Eltern ganz dafür waren, die Schule nach dem zweiten und kleineren Plan zu bauen. Dagegen gab es eine Landtagseingabe. Nun nahm sich der Landtag der Sache an. Das Kultusministerium, die Oberste Baubehörde, die Schule und auch ich waren zur Anhörung geladen, und es hat im Prinzip so ausgesehen, dass es auf die kleinere Lösung hinauslaufen werde.

Wäre bei der kleinen Lösung der Zugang zur Stadt auch möglich gewesen?

Bei der kleinen Lösung war der Anschluss zur Stadt ähnlich wie im ursprünglichen Plan. Aus der Halle im Mittelbau wäre man im Erdgeschoss auf eine abgesenkte breite Nordterrasse getreten und von dort aus hätte eine abgestufte, aber kleinere Treppenfolge nach unten geführt. Somit wäre auch dies eine Anlage gewesen, die mit dem Gedanken des ersten Entwurfes sehr verwandt war, nur natürlich beschränkt auf den Mittelteil. Aber da war dann noch das Problem mit dem Philippsbau.

Welche Herausforderungen ergaben sich jetzt?

Die Herausforderung war, den Philippsbau zu erhalten. Der Philippsbau war ja das Hofbräuhaus, und das war im Innern verbaut. Zwar waren die zwei Säulenhallen da, aber was dazwischen lag, war



sehr beliebig. Als wesentlich wurde die Gesamterscheinung erachtet, damit der Erhalt der Mauern auf der Nord- und Südseite und des großen Walms und vor allem der Säulenhallen. Das war dann der eigentliche Ausgangspunkt der neuen Planung.

Wie sah diese aus?

Bevor ich noch vor dem Landtagsausschuss sprach, hatte ich überlegt, dass man da einen Innenhof gestalten und auf der einen Seite einen Teil der Räume, nämlich die für Naturwissenschaften, und auf der anderen Seite, wo es weniger Fenster gab, die Verwaltung unterbringen könne. Dann kam die Idee zu einem zweiten Hof, der aber zu klein geworden wäre, um ihn offen zu halten, weshalb er als Halle ausgebaut werden sollte. Auf der entscheidenden Ausschusssitzung wurde ich gefragt, ob ich mir auch etwas anderes als den ver-

kürzten Plan vorstellen könne. Ich konnte die Erhaltung des Philippsbaus zusagen, der dann aber adäquat weitergeführt werden müsse, was aber nicht 20 Millionen, sondern 25 Millionen DM erfordern würde. Jetzt musste der Landtag entscheiden. Er entschied sich für den Erhalt des Philippsbaus, und ich wurde mit der dritten Planung beauftragt.

Wie sah diese dritte Planung nun aus?

Es war Faktum, dass man den Philippsbau in seinem Umfang nicht verändern konnte. Wir haben allerdings Mauern niederlegen müssen, da sie so schlecht waren, dass man sie nicht erhalten konnte, aber wir haben sie auf der alten Stelle wieder aufgerichtet und - vor allem - wir haben sie auf der Südseite erhalten. Dann kam die Erhaltung im Westen, die nicht so schwierig war, weil man da nicht so viel darüber gebaut hatte. Auch das große Tonnengewölbe war einigermaßen leicht zu erhalten. Sehr schwierig war aus statischen Gründen die Sanierung der Eingangshallen-Konstruktion und der Säulenhalle.

Wir hatten in Prof. Kupfer, einem Kollegen von der TU, einen sehr guten Statiker und in Prof. Knittl einen sehr genauen Prüferingenieur. Prof. Kupfer war ein Stahlbetonfachmann, den ich zugezogen habe, weil mir klar war, dass die Halle eine Stahlbetonkonstruktion sein müsse, denn wir sollten ja unter die Halle noch die Turnhalle bauen. Da musste man im Grundbau sehr tief hinunter und, weil der Philippsbau ja sehr viel höher gelegen ist, sehr stark abstützen. Wenn man die Säulenhalle hätte herausnehmen können, dann hätte der Bau wahrscheinlich weniger gekostet. Ich bin aber mit dem Erhalt zufrieden, weil dadurch am Domberg eine langfristige Traditionskette materiell spürbar ist. Das ist ein Wert, den man annehmen muss und den man nicht mit Geld auf die Seite schieben kann. Diese Säulen sind authentisch.

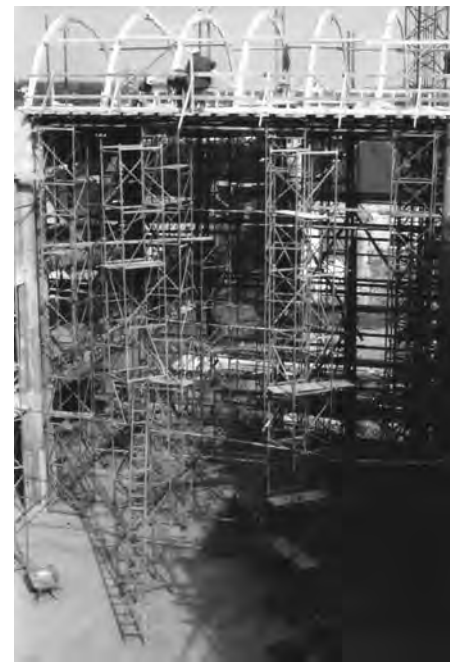
Für die Bauleitung und bautechnische Betreuung hat sich das Universitätsbauamt Weihenstephan unter der Leitung von Baudirektor Heinrich Geierstanger außerordentliche Verdienste erworben.

Und die neue Halle?

Und dann kam dann dieser Hallenflügel in der Größenordnung von vier acht Meter weiten Bögen. Die Binder, die gekoppelt sind, und die Stützen haben einen Abstand von acht Metern. Es entstehen so getrennte Felder, die in bewusster Artikulation jeweils für sich konstruiert sind, so dass man die großen Tonnen bis unten verfolgen kann und auch oben nichts verunklärt wird. So sieht man eine klare, deutliche Konstruktion, die zur Gestaltqualität beiträgt. Die Stützen habe ich vorne zur Halle bewusst abgerundet, damit sie be-

nährungsfreundlicher sind. Die vier Tonnen, die den Raum überspannen, sind mit Querbögen versetzt. Auf diesen liegen Lamellen, die den Schall absorbieren. Diese Sichtbetonkonstruktion wird im Osten und Westen von verputzten weißen Wänden begrenzt, die über drei Geschosse gehen, wobei die westliche Wand um drei Bänder breiter ist. Die Belichtung der Halle erfolgt seitlich oben durch die halbrunden Fenster, die Abschlüsse der Tonnengewölbe, und dann noch durch eine Belichtung zwischen den Tonnenschalen.

Der Hallenbau hat auf der Nordseite eine grade Begrenzung, auf der Südseite aber diese Versetzung, mit der ich auf den schrägen Verlauf der Unteren Domberggasse geantwortet habe. Die atmosphärische Wirkung der Halle ist eine von Freundlichkeit und Helligkeit. Mit großer Sorgfalt haben wir auch die Schränke detailliert, wir haben die Farben und die Proportionen im Detail durchgestaltet und dadurch der Halle mit ihren Holzwänden auch eine Aufenthaltsqualität vermittelt.



Die Frage nach der Feuersicherheit führte auf der Nordseite zu den Pfeilern mit dem Fluchtbalkon, der somit kein üblicher Fluchtbalkon ist, sondern eine angemessene Architektur. Und da man auf der Südseite schlecht einen Balkon hinsetzen konnte, haben wir das Problem so gelöst, dass man die Räume dort durch eine Reihe von feuersicheren Türen so verbunden hat, dass man nach vorne oder hinten in die Treppenhäuser fliehen kann.

Der Philipphof kann einen an einen Burghof erinnern. Trugen Sie sich mit solchen Gedanken?

Nein, es war nur so, dass ich bewusst diese Fensterfronten variiert habe, da man zwar für die Lehrsäle für Physik und



Chemie mit ansteigendem Gestühle große Fenster braucht, nicht aber für die Vorbereitungsräume daneben. Hier haben wir die Chancen des massiven Ziegelbaus genutzt und die Fenster nicht in gleicher Größe, aber nach demselben Grundmodul ausgebildet.

Was war bei der Wahl der Materialien ausschlaggebend?

Es war ganz klar, dass es Ziegeldächer sein müssen und zwar gerade geschnittene Biberschwänze. Desweiteren war klar, dass es ein Putzbau sein muss, weil das atmosphärische Flair des Dombergs ja etwas Bayerisch-Grobes hat. So ist auch der Dom ein Putzbau. Dann kam noch dazu, dass wegen des Feuerschutzes Eichenholzfenster verlangt wurden. Die Materie Holz wird es immer geben, weil sie nachwächst, und die Frage ist eben nur, wie man es verarbeitet und gestaltet. Haltbarkeit war ein weiterer Aspekt, und dass Eichenholz in seiner Ausstrahlung eine ganz eigene Qualität hat.

Wohl auch ein Grund, warum sich auch der moderne Teil des Gymnasiums so gut ins Domberg-Ganze einpasst?

Der moderne Teil des Gebäudes passt sich so in seiner Größe, in seiner Figur und auch im Detail in das Ensemble des Dombergs ein, ohne das er damit verleugnet, dass es ein neues Haus ist. Das habe ich bei allen meinen Bauten verfolgt, so beim Erweiterungsbau für das Gymnasium der

Zisterzienserinnen in Landshut. Ich habe ganze Reihen von Schulen gebaut, so auch in Nürnberg und Diessen. Immer war mir die Herausforderung der Geschichte Ansporn und nicht Hindernis.

Haben Sie jemals mit der Idee gespielt, die beiden Wände der großen Halle mit rundbogigen Öffnungen zu gestalten?

Nein, nie. Der Rundbogen ist ja in der Tonne da. Die Gestaltung mit Rundbögen wäre möglich gewesen, aber dies hätte doch für die große Figur der Halle eine Abschwächung bedeutet. Ich habe immer wieder neue Variationen gezeichnet, denn es war eine Herausforderung, zu der großen Figur der Tonnen eine Antwort zu finden. Schließlich war ich der Meinung, dass hier ein gewisser Kontrapunkt sinnvoll ist.

Welchen Einfluss haben Sie auf die Auswahl der sogenannten Kunst am Bau nehmen können?

Sehr früh war es meine Vorstellung, dass man in der asymmetrischen Halle einen Akzent setzen muss. Mir war klar, dass es nicht etwa ein niedriger Kubus sein konnte, sondern eine Stele, die sich in der Halle in einer gewissen Höhe entfaltet. Ich habe bei der Obersten Baubehörde nachgefragt, ob man einen Auftrag direkt vergeben könne. Fritz Koenig entwarf eine Säule, deren Krone wir die Hand Gottes mit der Weltkugel nannten. Das Wesentliche an der Säule ist ja die Kugel, die oben gehalten wird. Dann habe ich die Angelegenheit Herrn Diepolder und anderen Damen und Herren der Schule vorgetragen, denn es war ja die Schule, die mit dem Bau leben sollte, was man als Architekt auch immer berücksichtigen muss, denn man baut ja keinen abstrakten Raum, sondern eine Behausung für Menschen.

Und wie kam es zum Wächterkranich von Hans Wimmer?

Mit der Skulptur war es so, dass wir gerne ein Zeichen an der Nordseite zur Stadt hinunter setzen wollten. Als wir mit Hans Wimmer zusammenkamen, meinte er, es gebe doch diese alte antike Sage vom Kranich, der da wacht und in der Wache einen Stein hält, welcher herunterfällt, wenn der Kranich einschlafen sollte, und ihn wieder weckt. Das war seine Idee. Mit dieser Figur eines Wächterkranichs

wollte er indirekt Kardinal Faulhaber auf dem Domberg verewigen, weil dieser während der Nazizeit wie ein Wächter für die Kirche in Deutschland war. Und so ist es auch akzeptiert worden. Es ist eine sehr schöne Figur, die vor allem im Sommer zu

Geltung kommt.

Geht auch der Gingkobaum im Philippshof auf Sie zurück?

Nein. Wir haben Professor Grzimek gebeten, uns zu raten, was man bei den Außenanlagen pflanzen soll. Er hat einen Plan gefertigt, so dass ich annehme, dass das auf ihn zurückgeht, aber ich kann das nicht bestimmt sagen.

Hätten Sie etwas noch besser machen wollen, was dann aus finanziellen oder anderen Gründen nicht möglich war?



Nein. Der wesentliche Punkt, der von mir da bedauert wird, ist, dass der Domberg nach wie vor von der Stadt abgeschlossen ist. Zwar gehen die Obere und Untere Domberggasse hinauf, aber die Verbindung zwischen Domberg und Stadt ist einfach so, wie sie früher war. Für die Stadt war sie immer unbefriedigend, wobei die Dombergbewohner es nicht nur negativ sehen - man ist oben unter sich -, aber ich persönlich hätte eine Öffnung für sehr wünschenswert gehalten. Die Halle hat mich mit der Nichtausführung des ersten großen Entwurfs im Wettbewerb versöhnt. So ist es keine schmalbrüstige Lösung geworden.

Herr Prof. Gebhard, der Dom-Spiegel dankt Ihnen für das Gespräch.

Last und Chance der Freiheit



Abitur 1984. Studium der evangelischen Theologie. Lebensschwerpunkt seit 1990: Göttingen. Vater von zwei Töchtern, beide acht Jahre alt. Berufliche Tätigkeit: Bildungsreferent im Bereich Schulung, Veranstaltungen und Qualitätsmanagement beim Verband Christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder (VCP).

Vorüberlegungen

Die heutige Jugend im Vergleich zur Jugend unserer Schulzeit: ein schönes Thema. Ich machte mich daran nachzudenken. Was ist gleich geblieben, was hat sich geändert? Ich ging im Kopf durch, was sich vergleichen ließe. Wie war das damals, in den Jahren 1975 bis 1984, als ich das Dom-Gymnasium besuchte, wie ist es heute? Doch bald stieß ich darauf, dass der Vergleich gar nicht so einfach ist.

Ich kann mich an meine Jugendzeit erinnern. An das Lebensgefühl damals, was ich erlebte, wie wir uns verhielten. Aber kann ich das mit der Sichtweise heutiger Jugendlicher vergleichen? Meine eigenen Erinnerungen kenne ich genau, da ich meine eigene Jugend selbst erlebt habe. Aber die Perspektive heutiger Jugendlicher – ich kann sie nur aus eigenen Beobachtungen oder Gesprächen oder aber den Erkenntnissen und Meinungen anderer, wie z.B. der Jugendforschung, konstruieren. Das, was das eigene Erleben ausmachte, nämlich dabei zu sein, dazugehören, das habe ich mit den heutigen Jugendlichen nicht. Ich feiere nicht ihre Partys, sitze nicht neben ihnen auf der Schulbank, hänge nicht mit ihnen rum, teile nicht ihre Freizeit.

Ich kann also die äußeren Einflüsse damals und heute charakterisieren, und vielleicht auch Schlüsse daraus ziehen. Aber der wirkliche Blick von innen bleibt mir bei der heutigen Jugend verweigert.

Gleiches

So einiges ist doch gleich geblieben. Jugendliche gehen zur Schule, sie beginnen erwachsen zu werden, sie müssen sich dazu gegenüber ihren Eltern und anderen Erwachsenen abgrenzen, sie haben ihre eigene Sprache, sie hören ihre eigene Musik, die von den Älteren als zu laut, zu schräg oder zu dumm empfunden wird, die Jungs spielen immer noch Fußball, Mädchen gehen immer noch nicht alleine auf die Toilette, sie haben einen eigenen Kleidungsstil, sie bekommen Pickel, Jungs schauen Fußball, Mädchen fangen beim Anblick von Popstars das Kreischen an und fallen in Ohnmacht, der Einfluss des Freundeskreises wird stärker als der von Eltern oder Schule, sie probieren aus, sie entwickeln Träume von ihrem zukünftigen Leben, sie haben einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit.

Das war bei uns so, so ist es heute auch noch. Mir scheint aber, dass dieses „Andersein“ der Jugendlichen heute akzeptiert wird. Ein wehklagendes Seufzen über die „Jugend von heute“, die ich noch aus meiner Zeit als Jugendlicher in den Ohren habe, höre ich heute nicht mehr. Das, was der Rock 'n Roll und die jungen Menschen der 50er, 60er und 68er erkämpft haben, ist in der Gesellschaft angekommen.

Anderes

Das, was die Jugend von den Kindern und Erwachsenen unterscheidet, ist nicht mehr Grund zur Beschwerde. Jungsein ist eine anerkannte eigene Lebensphase, auch aus Sicht der Wirtschaft. Die Jugendlichen sind Zielgruppe, da sie mittlerweile über mehr Kaufkraft als wir damals verfügen. Sie werden umworben, und es wird mit ihnen geworben. Die Jugendkultur und das, was ihr Sturm und Drang schafft, werden schnell kommerzialisiert. Diese Tatsache bringt auch Zwänge mit sich. Es hatte in unserer Zeit begonnen, als es die ersten Popper gab, aber mittlerweile ist der Druck, bestimmte Markenkleidung und besonders Markenschuhe zu tragen viel stärker geworden. Die Insignien der verschiedenen Szenen kosten alle Geld. Mit „Aldi-Handy“ oder ohne wechselnde Klingeltöne ist man schnell „out“.

Die Angebote für Jugendliche sind dadurch auch deutlich vielfältiger. Vielfältiger wird damit aber auch das Erscheinungsbild. Und weiter: Damit sind Jugendliche heute viel stärker gefordert, aus der überfließenden Angebotswelt eine Wahl zu treffen. Die Veränderung der Medien

verstärkt diesen Druck. Hatten wir nur drei Fernsehsender, Bayer 3 und das Freisinger Tagblatt, später auch die Freisinger Neuesten Nachrichten zur Verfügung, gibt es heute so viele Fernsehsender, dass die 30 Plätze auf der Fernbedienung meines Fernsehers nicht mehr ausreichen. Das Internet eröffnet die Möglichkeit zu fast unendlicher Information. Es gibt im Radio wie im Fernsehen eigene Kanäle, die nur auf Jugendliche zugeschnitten sind. Damit stehen Jugendliche heute viel mehr als wir unter dem Druck, entscheiden und auswählen zu müssen.

Eine deutliche Veränderung, die ich beobachte, für die Jugendliche aber nichts können, da sie gesellschaftlich bedingt ist, ist das Verhältnis zur Autorität.

Heute wird mit Kindern und Jugendlichen sehr viel partnerschaftlicher umgegangen als zu der Zeit, als ich aufwuchs. Aufzustehen, wenn der Lehrer oder die Lehrerin die Klasse betritt, und die Begrüßung im Chor waren bei uns noch gängig. Einen Erzählkreis, bei dem jeder oder jede sein Erlebnis vom Wochenende berichtet, kenne ich nur von meinen Töchtern, nicht aus meiner Schulzeit. Aber nicht nur in der Schule geht es „pädagogischer“ zu.

Auch in den Familien, oder sagen wir lieber, um das Spektrum der möglichen Formen abzudecken, in der wie auch immer gelebten Form der elterlichen Erziehung ist die Strenge ausgezogen. Verantwortlich dafür dürfte die allgemeine Einsicht sein, die Bedürfnisse der Kinder ernst zu nehmen und auf diese einzugehen. Kleine Menschen, die von Anfang an gewohnt sind, dass sie ernst genommen werden, verlangen aber auch deutlich mehr Anstrengung bei der Durchsetzung von Regeln. Die Scheu vor dieser Anstrengung führt, wie ich es immer wieder beobachte, zu einer Laissezfair-Haltung von Eltern. Und so wird aus dem Kind, das ernst genommen werden sollte, ein Kind, das alleingelassen wird und weniger lernt, die Grenzen, die im Zusammenleben nötig sind, zu akzeptieren.

Ich arbeite bei einem Pfadfinderverband. Pfadfinden versteht sich als außerschulische Erziehung mit verbindlichen Formen in einer Gruppe von Gleichaltrigen mit ansprechendem Programm. Die Jugendlichen entwickeln durch gemeinsames Tun und dadurch, dass ihnen Verantwortung für sich und ihre Gruppe gegeben wird, sich und ihre Persönlichkeit. Ich bin als Bildungsreferent auf Bundesebene tätig und habe dort mit ehrenamtlich tätigen jungen Erwachsenen zu tun. Mit der eigentlichen

„Zielgruppe“, den Kindern und Jugendlichen, habe ich kaum Kontakt. Ich erinnere mich aber noch sehr deutlich, wie sehr sich die Jugendlichen auf einem großen Zeltlager vor drei Jahren, das als Spielidee hatte, eine Stadt darzustellen, im „Stadtparlament“ engagierten. Sie diskutierten und fanden Kompromisse und erlebten, wie Demokratie funktionieren kann.

Auch die Ergebnisse und Zahlen der verschiedenen Jugendforschungen belegen, dass Jugendliche auch heute bereit sind, sich zu engagieren. Aber sie möchten die Sachen, die sie machen, selber im Griff haben. Sie sind eher bereit, in zeitlich begrenzten und damit überschaubaren Pro-

jekten mitzumachen. Eine unbefristete, damit nicht überschaubare, Tätigkeit, wie sie in der traditionellen Vereinsarbeit angeboten wird, wird immer weniger attraktiv. Um Jugendliche zu mitdenkenden und mitmachenden Demokraten zu erziehen, ist es nötig, ihnen Formen zu geben, in denen sie lernen und erfahren können, mitzureden und mitzumachen. Wichtig ist es dabei, sie bei diesen Lernschritten nicht alleine zu lassen.

Zu guter Letzt

Jeder Mensch, nicht nur Heranwachsende, der ernst genommen wird, wird andere ernst nehmen und die Bedürfnisse anderer

akzeptieren.

Der ehemalige deutsche Gehorsam gehört der Vergangenheit an. Die Freiheit, in der wir aufgewachsen sind, hat ihre Auswirkungen.

Auch in der Welt der Wirtschaft ist die Einsicht angekommen, dass an Entwicklungen und Entscheidungen beteiligte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter engagierter sind und Entscheidungen mittragen. Natürlich vermag ich nicht zu sagen, wohin sich Leben fortentwickelt.

Aber ich bin gespannt, wie die jetzige Jugendgeneration, die noch stärker als wir die Möglichkeit und Nötigung zur freien Entscheidung hat, unsere Gesellschaft verändern wird.

Sparkassen-Finanzgruppe



Mein Finanzberater von Anfang an: die Sparkasse.

Testen Sie uns mit dem Finanz-Check.

 Sparkasse
Freising

Aller Anfang ist nicht schwer - mit der richtigen Beratung. Wir checken gemeinsam Ihre Finanzen und planen dann Ihre Zukunft mit dem Sparkassen-Finanzkonzept. Das regelt alles perfekt für Sie: von der Kreditkarte bis zur Altersvorsorge. Und ist dabei ganz individuell und flexibel. Infos in Ihrer Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse-freising.de.
Wenn's um Geld geht - Sparkasse Freising.

Der Zweite Weltkrieg – ein ferner Krieg für junge Menschen?

Bei einem Gespräch im Jahre 2005 tauchte die Frage auf, was wohl die intensive Beschäftigung der Medien mit dem Zweiten Weltkrieg bzw. seines Endes vor 60 Jahren für die heutige Generation von Schülerinnen und Schülern erbracht hat. Warum sollten wir da nicht bei Schülern unserer Schule nachfragen? In Zusammenarbeit mit Frau Cislak, die das Fach Geschichte am Dom-Gymnasium betreut, trafen wir uns in der Mittagspause zum Gespräch in kleiner Runde. Gewiss konnte man sie nicht repräsentativ nennen, stellten die Schülerinnen und Schüler doch eine eher zufällige Auswahl von jugendlichen Meinungen dar und waren obendrein am Thema interessiert. Interesse hatten auch andere gezeigt, waren aber zeitlich verhindert bzw. kamen alle aus der 6. Jahrgangsstufe, die mit Dominik Hutsteiner, Korbinian Pressler und Gloria Glatt aus der 6a in unserer kleinen Runde ohnehin schon überrepräsentiert war. Claudia Hanrieder aus der 11b, Philipp Stelzer und Tobias Weiß aus der K 12 vertraten die Oberstufe.

Bei der zu Beginn gestellten Frage, woran sie denn beim Wort Krieg dächten, wurden ausschließlich „Tod“, „Grausamkeit“, „Chaos“, „viele Tote“, „unschuldige Opfer“ genannt, mit Blick auf die Gegenwart von „Ölkrieg“ und „Terror“ gesprochen. Einer der Kollegiaten erklärte, dass er Krieg eng mit Hitler verbinde, weil dieser den Zweiten Weltkrieg entfesselt habe und weil dieser Krieg für ihn Inbegriff des Krieges sei.

Offenbar war auch den Schülern aus den Unterstufen die intensive Beschäftigung der Medien mit dem Zweiten Weltkrieg

aufgefallen. Gloria berichtete, dass sie schon gewusst habe, dass der Krieg 1945 zu Ende gegangen war, dass sie darüber etwas lesen wollte und dass sie dann im Buchladen ein Buch darüber fand. Alle erwähnten ihre Großeltern, die ihnen vom Zweiten Weltkrieg erzählt hatten, die Medien und Lektüre als Quellen ihres Wissens.

Es fällt auf, dass sie die Schule spontan nicht erwähnten, wohl weil sie als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wurde, vielleicht aber auf Grund eines minderen Erlebniswertes gegenüber persönlicher Erzählung oder eigener Lektüre. Die beiden Kollegiaten hoben hervor, dass die Darstellung des Zweiten Weltkriegs in den Medien sie weniger über die großen Entwicklungslinien oder die wichtigen Ereignisse als über Einzelheiten belehrt hat.

Hier darf man annehmen, dass sie ihr grundlegendes Wissen auch dem Geschichtsunterricht der Schule verdanken.

Wir versuchten dann zu klären, ob der Zweite Weltkrieg sie betroffener gemacht hat als frühere Kriege. Auf die Frage, ob die Kriege Alexanders des Großen oder Cäsars für sie das Gleiche seien wie der Hitlers, platzte es aus Gloria mit aller Energie heraus: „Auf jeden Fall nicht. Ich finde, Hitler war ein Verrückter, Blöder und ziemlich blutrünstig. Cäsar war vielleicht auch blutrünstig, aber nicht so schlimm wie Hitler. Der hat die Konzentrationslager gebaut. Und die Soldaten und die SS, die mussten alle hart sein.“ Ihre beiden Klassenkameraden betrachteten den Krieg hingegen unter dem Aspekt der Waffen bzw. der Waffenführung. Korbinian fand, dass

der Kampf mit Schwert und Schild und Lanze oder, wenn man nur die Stärksten eines Heeres stellvertretend für dieses kämpfen ließ, fairer und blutsparender war als die moderne Kriegsführung, die mit ihren nächtlichen Fliegerangriffen gerade die nichtkämpfende Bevölkerung trifft. Dominik brachte in Erwägung die Motivation der Kämpfer, wobei er denen früherer Kriege unterstellte, sie hätten „für ihr Land und Ehre gekämpft. Im Zweiten Weltkrieg war das für die meisten Pflicht, und wenn sie verweigert haben, dann wurden sie hingerichtet. Die haben nur gekämpft, damit sie nicht getötet werden.“ Das, so meinte er, fände er nicht toll, was er wohl als ehrenhaft oder heldenhaft verstanden wissen wollte. Hier korrigierte Philipp, dass ältere Kriege zwar manchmal irgendwie als viel heldenhafter empfunden und nicht mit so viel Gewalt verbunden werden, er zweifle aber, ob dies zutrifft. Man sollte sich schon überlegen, ob man Kriege als heldenhaft ansehen kann, denn in allen wird auch unschuldig gestorben. Claudia führt den persönlichen Bezug durch die Kriegserfahrungen der Großelterngeneration und die noch gegenwärtigen Auswirkungen als Unterscheidungsmerkmal zu früheren Kriegen an, dem auch Tobias zustimmt. Über Cäsars Heldentaten liest man halt in Geschichtsbüchern oder findet sie in Filmen dargestellt, aber man dürfe nicht vergessen, dass auch sie in ihrer Zeit Tod und Leid über die Menschen brachten.

Als wir einen Vergleich mit dem Ersten Weltkrieg versuchten, hoben die Sechstklässler die Entwicklung der Waffen hervor, aber auch das Ungleichgewicht, das durch

Spezialarbeiten

(Auskleidungen, Verrohrungen, Geländieranlagen, Brücken, Treppen aus Edelstahl,
Haltestangen und Sicherheitseinrichtungen aus

Chromnickelstahl

für Schwimmbäder, Fitness-Center und sonstige Einrichtungen
plant, liefert und montiert in hervorragender Ausführung

NERB

Nerb GmbH & Co. KG
Dorfstraße 39 · D-85356 Freising/Attaching
Telefon +49(0)81 61 / 98 87-0 · Fax +49(0)81 / 98 87-99
E-Mail: hnerb@nerb.de · Internet: www.nerb.de

Überlegenheit in der Kriegstechnologie, etwa im Flugzeugbau und mit der Atombombe, geschaffen wurde. Philipp und Claudia meinten, dass die früheren Kriege als etwas Abgeschlossenes gesehen werden können, deren Folgen für die Gegenwart nicht mehr erfahrbar sind, während wir im Falle des Zweiten Weltkriegs die Folgen immer wieder spüren bei der Stellung Deutschlands in der Welt oder darin, dass die Völker Deutschland immer noch mit Hitler verbinden. Tobias ergänzte, dass „uns aus früheren Kriegen heute nichts mehr nachhängt. Da gab es keinen Holocaust. Im Ersten Weltkrieg haben Nationen gegeneinander gekämpft, während das Dritte Reich die Juden auslöschen wollte. Das bleibt den Völkern in Erinnerung.“

Die Schüler fanden es daher auch richtig, dass 2005 so viel über die Zeit des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht wurde. Gloria meinte: „Natürlich, die Jugend muss ja wissen, was die Nazis alles angestellt haben, damit Jugendliche nicht sagen können: ‚Ja, Hitler super. Schließ ich mich doch den Neo-Nazis an‘. Korbinian sagte: „Wenn man den Zweiten Weltkrieg dokumentiert sieht, dann merkt man, dass die Nazis nichts Gutes getan haben und dass Hitlers Autobahnen seine Schandtaten und den Holocaust nicht aufwiegen. Die nachwachsende Generation muss darüber Bescheid wissen, damit man das nicht nachmacht.“

Ähnlich lautete auch Dominiks Meinung, dass man wissen sollte, wie schlimm ein Krieg ist und was er verursacht, falls jemand wieder einen Krieg anzetteln wollte. Claudia gab zu bedenken, dass man aber aufpassen sollte, damit eine übermäßige, wenn auch kritische Beschäftigung mit dem Thema Krieg nicht in eine unkritische Sichtweise umschlägt, die dann von den Neo-Nazis aufgegriffen werden könnte. Für die beiden Kollegiaten ist es „sehr wichtig, über die Geschichte Bescheid zu wissen, um die Gegebenheiten und Geschehnisse der Gegenwart zu verstehen und Fehlentwicklungen vorzubeugen.“ Zugleich empfinden sie, dass bei der Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg eine Täterrolle auch noch für ihre Generation impliziert werde, wogegen sie sich wehren. So meint Tobias: „Das ist Vergangenheit und ist mittlerweile vorbei.“

Es ist wichtig, dass man weiß, was in deutschem Namen alles geschehen ist und

dass man sich damit auseinandersetzt, aber dass wir immer noch die Schuldigen seien und immer noch in der Täterrolle drinstecken, finde ich mittlerweile nicht mehr angebracht, weil sich dies alles geändert hat.“ Philipp berichtet von einem Ferienerlebnis in Frankreich, wo er und andere deutsche Jugendliche als Nazis beschimpft wurden und man auf sie losgehen wollte, was wiederum andere Franzosen verhinderten, um zu illustrieren, wie uns die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs immer noch nachhängen.

Bei der Überlegung, was sich nach dem Krieg als positive Folgen erwiesen hat, bringt Korbinian den Gedanken vom Krieg als Vater aller Dinge im Sinn des technologischen Fortschritts ein, während Tobias betont, dass „wir den Start in eine lebendige Demokratie geschafft haben.“

Dominik ergänzt ihn in dem Sinn, dass sonst die Deutschen noch mehr Schuld auf sich geladen hätten: „Ich bin froh, dass Deutschland den Krieg verloren hat, sonst hätte Hitler noch mehr Juden umgebracht.“ Und Gloria steuert bei: „Es wird in Europa vielleicht nie wieder einen so schlimmen Krieg wie diesen geben. Wir wissen ja, dass er wirklich schlimm war.“ Dominik ist sich da nicht so sicher: „Aber es gibt immer noch Menschen, die so wie Hitler sind. Diese könnten immer noch einen Krieg provozieren.“ Alle sind sich aber einig, das durch die Erfahrung des Krieges die Einheit Europas und der Friedenswille in Europa gefördert wurden.

Was mich wie auch Frau Cislak sehr positiv berührte, waren die Bereitwilligkeit und Offenheit mit der die Schülerinnen und Schüler Stellung nahmen. Es kam aber auch zum Ausdruck, dass sie sich mit dem Fragenkomplex beschäftigen und ein persönliches Interesse daran haben. Alle bestätigten, dass sie auch außerhalb des Unterrichts bei Gelegenheit die angeschnittene Thematik diskutieren oder diskutiert haben. Das Gespräch machte auch deutlich, wie wichtig es sein könnte, wenn die Schule nicht nur Wissen abfragte, sondern auch Gesprächsforum wäre. Manchmal ist sie es ja, und wohl auch die Familien. Gerade im Gespräch korrigieren sich ja Wissen, Wahrnehmungen und Auffassungen. Somit wäre es eine große Hilfe bei der Exploration unserer zeitlichen Dimension, dem weiten Meer der Geschichte mit seinen Tiefen und Untiefen.

Arbeitsrecht
Familienrecht
Erb- und
Pflichtteilsrecht
Strafverteidigung
Miet- und Pachtrecht
Immobilienrecht
Vertragsrecht
Straßenverkehrsrecht

Ziegelgasse 17
85354 Freising

Tel 08161 / 12 777
Fax 08161 / 50 000

www.adk-rechtsanwaelte.de

Elisabeth Kuhn
Rechtsanwältin
Fachanwältin für
Familienrecht

Ralph York Desch
Rechtsanwalt
Fachanwalt für
Arbeitsrecht

Dr.jur.
Karl-Hans Ahl
Rechtsanwalt

TÄTIGKEITSSCHWERPUNKTE
AHL DESCH KUHN

Aus der Unterrichtsarbeit in Geschichte

Im Grundkurs Geschichte der K 13 hat Herr OStD Strähhuber, seine Schüler angeregt, mit Zeitzeugen der Vertreibung zu sprechen und deren Erlebnisse darzustellen. Der Kollegiat Ulrich Herter hat hierzu eine sehr ansprechende Arbeit abgegeben, die nicht nur das Schicksal einer Familie darstellt, sondern auch tief berührende Briefe der Mutter an ihre noch nach Tirol entkommene Tochter beigefügt, die, wie der Kursleiter meint, einem weiteren Leserkreis zu Kenntnis gebracht werden sollten. Die Adressatin der Briefe war mit deren Veröffentlichung einverstanden, bat aber, auf ihr Lebensschicksal nicht einzugehen, weshalb wir die Arbeit von Ulrich Herter weglassen und nur die zum Verständnis des Textes notwendigen Angaben machen.

Die Adressatin entstammte dem Bürgertum der deutschen Sprachinsel Iglau in Südböhmen. Kurz vor Kriegsende schickte die Familie das 16jährige Mädchen in Furcht vor der Roten Armee nach Tirol, wo sie allein bei einer Gasthoffamilie sozusagen als Hilfskraft unterkam. Ihr Vater kam ums Leben, als nach Kriegsende ein „Gericht“ tschechischer Partisanen 18 Iglauer Bürger, darunter auch den Stadtpfarrer, durch Erschießen hinrichten ließ. Die Restfamilie (Mutter, Großmutter, eine ältere Schwester und eine Schwägerin der Adressatin) wurden Opfer der sogenannten wilden Vertreibung unmittelbar nach der deutschen Kapitulation. Nach der Internierung in einem Lager wurden sie über die österreichische Grenze getrieben, wo sie in der sowjetischen Besatzungszone in einem Barackenlager bei Waidhofen an der Thaya untergebracht wurden, von wo aus die Mutter mit ihrer Tochter in brieflichen Kontakt treten konnte.

Anfang Oktober 1945

Mein geliebtes Kind! Seit drei Wochen sind wir nun in dieser Scheune. Was als Provisorium gedacht war — und eines bleiben muß, denn einen Winter hier würden wir nicht überleben — scheint sich zu einem Dauerzustand auszuwachsen. Niemand weiß so recht drinnen bei den zuständigen Stellen, was man mit uns machen soll.

Überhaupt sind wir für die Menschen hier ein lästiges Übel. Man kann es ihnen fast auch nicht übel nehmen: Abgerissen wie wir sind, verhungert und fast auch schon ohne Hoffnung, daß sich dies alles wieder einmal bessern wird.

Die Älteren unter uns husten fast alle, auch Großmama, obwohl sie die Strapazen sonst trotz ihrer fast siebzig Jahre erstaunlich „gut“ ertragen hat, auch seelisch.

Und das ist das Wichtigste! Wir sagen uns immer wieder, daß es eines Tages für uns besser werden wird, wenn wir nur jetzt durchhalten. Die Verpflegung ist katastrophal: Einmal in zwei Tagen schickt man uns von einer zentralen Stelle in der Stadt ein paar Kübel (fast kalter) Suppe und pro Person 300 Gramm Brot. Für unsere Frauen mit den Kleinen gibt es zusätzlich etwas Milch, aber natürlich viel zu wenig.

Vorgestern starb der kleine Gerhard W. drinnen im Ort. Wir haben alle bitterlich geweint, denn nun hat Frau W. alle drei Buben verloren, zwei im Lager und den letzten hier. Und der Mann ist irgendwo in Gefangenschaft und bangt um seine Familie, ohne zu wissen, daß nur mehr seine Frau übriggeblieben ist.

Lore und Lotte haben gestern ein Eimerchen Brombeeren gesucht und es drinnen in der Russenkantine gegen einen Topf mit Kascha eingetauscht. Und stell Dir vor: Als wir sie draußen — wir kochen immer noch auf dem nur provisorisch überdachten Herd im Freien — umrührten, entdeckten wir ein ziemlich großes Stück Speck! Wie es da hineingeraten ist, ob durch versehen oder Fügung — nun, wir haben nicht lange nachgedacht, und es reichte auch noch für Frau St. Der alten Dame geht es nicht gut. Sie bleibt den ganzen Tag liegen und dämmert vor sich hin. Was sie jetzt brauchen würde, wäre ein warmes Bett und regelmäßig eine kräftige Brühe — aber, mein Gott!

13. Oktober

Wir haben zu Viert jetzt nur mehr drei Paar Schuhe — und ausgerechnet Babi ihre mußten es sein, die die Kleinsten Füße (36) von uns hat! Als sie das Malheur entdeckte und auch, daß diesmal keine noch so phantasievolle Reparatur am abgelaufenen Erdenwandel der beiden etwas ändern kann, bemerkte sie nur bissig. „Das hält ja auf die Dauer der beste Schuh nicht aus!“ Weißt Du, Liebes, so lange wir nur dann und wann noch einmal lachen können... Wenn Großmama also jetzt ins Dorf muß, trägt sie Schuhe von Lotte — ein Drittel mit Heu ausgestopft, die Ärmste, und muß sehr aufpassen, daß sie nicht stolpert.

Nachmittags ist mir das Lachen wieder vergangen: Ich versuchte, auf der Gemeinde einen Bezugschein für ein Paar Schuhe zu erbitten, natürlich vergeblich. Beim Hinausgehen sah ich das Schild: „Lebensmittelkarten“ und dachte mir, daß fragen ja nichts kostet, ob man uns Vieren nicht wenigstens eine Karte ausgeben kann. Die Antwort: „Was wolln'S — a Brot-

kartn? A, gehn'S — für Sie is eh am besten, Sie gehn in die Thaya!“

Wie ich die Treppe hinuntergekommen bin, weiß ich nicht. Nur, daß mich unten ein älterer Mann anhielt und sagte, ich solle nicht weinen, der Kollege hätte halt im KZ viel mitgemacht, und ob ich nicht abends zu seiner Frau in die Nikolaigasse kommen könnte. Die würde ein Packerl zurechtmachen, sie hätten keine Kinder und da ginge es mit der Verpflegung schon zusammen. Der gute Mensch hatte selbst die Augen voller Wasser, und ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, daß sein Kollege im KZ wohl nicht allzuviel durchgemacht haben kann, denn sonst würde er menschlicher handeln.

Im Packerl war übrigens ein Säckchen Tee, ein Paket Würfelzucker und Milchpulver — alles lang entbehrte Köstlichkeiten!

14. Oktober

Nachts starb Frau St. Wir haben sie gewaschen und gekämmt und ihr die Hände gefaltet. Trotzdem wir jetzt Übung in solchen Verrichtungen haben, wundert man sich immer wieder, wie ausgetrocknet die alten Leute und Kinder sind — förmlich zusammengeschrumpft und federleicht.

Besuch vom Hochw. Herrn Pfarrer, der fassungslos um sich schaute. „Dies ist menschenunwürdig!“ sagte er „und eine Schande für uns alle!“

Am Nachmittag kam seine Haushälterin. Himmelsbotschaft — die drei Ältesten unter uns werden im Pfarrhof untergebracht. Neben den beiden Fräulein v. R. — die sich im übrigen überhaupt nicht zurechtfinden und anfangen, sich gehen zu lassen — wäre Babi in Frage gekommen; aber Großmama weigerte sich standhaft, und ich bin auch froh darüber, denn so sind wir doch wenigstens beieinander. Das ist, nachdem wir unsere Männer hergeben mußten, das Einzige, was wir haben.

So war die junge Frau L. die Glückliche, und sie hat es auch bitter nötig — trotz aller Mißhandlungen im Lager und des 80 Km-Marsches bei der Austreibung hat sie ihr Baby behalten und ist jetzt im 8. Monat. Als Reichsdeutsche hätte sie die Gelegenheit gehabt, direkt nach Deutschland abgeschoben zu werden, aber sie sagte damals zu mir: „Nein, Frau W., ich bleibe hier bei Euch, denn wenn mein Mann zurückkommt, wird er mich zuerst bei seinen Landsleuten suchen.“ Ich würde es ihr so sehr wünschen! So begleiteten wir die Drei gewissermaßen im Triumph zur Pfarre, —

Gepäckprobleme gibt's ja nicht, die haben jetzt die Tschechen. Das freudige Ereignis hat uns richtig aufgemuntert, und das war auch vonnöten!

Mit den Belästigungen durch Russen ist's jetzt nicht mehr so schlimm; der neue Kommandant hat ein paar Mal hart durchgegriffen und Du weißt ja, daß sie auch mit den eigenen Leuten nicht zimperlich sind. Wenigstens kann man in dieser Beziehung etwa aufatmen. Hier bei uns hatten sie ja jederzeit Zutritt und hätten die Mädchen nicht den Kartoffelkeller entdeckt und „ausgebaut“, wäre manches schlimmer gewesen. So haben sie schließlich, als sie einige Male nur uns alte Frauen vorfanden, ihre Exkursionen in andere Himmelsrichtungen unternommen.

P.S. Am Abend haben wir ausgerechnet, daß wir mit dem armen kleinen Gerhard W. allein in unserer Marschkolonne 38 tote Kinder hatten, Säuglinge und die ganz Kleinen, die schon zu Hause im Lager gestorben sind, nicht mitgezählt.

Mein Gott, wie sollen wir jemals über all dies hinwegkommen!

24. Oktober

Zehn Tage zwischen der letzten Eintragung und heute! (Und wie viele werden wohl noch vergehen, bis Dich unser Lebenszeichen erreicht!) Wir hoffen so sehr, daß wenigstens einer von uns möglicherweise drüben in der englischen Zone in „Sicherheit“ ist, daß es Dir gelungen sein möge, Z. zu erreichen – ich bitte Gott jeden Tag darum! Achte auf Dich, Kinderl, und wenn es halt einmal besonders schwer und hart sein sollte, so ganz unter fremden Menschen und allein, dann denke daran, daß wir jeden Tag oft und oft und oft an Dich denken und von Dir reden! Und Du bist ja auch ein tapferer und fröhlicher Kerl und wir hier wollen es auch sein, das sind wir ganz einfach den Drübengebliebenen schuldig.

Wir sprechen immer und immer wieder auch von ihnen. Für Papa ist der Tod wohl nach allem eine Erlösung gewesen. Mit ihm soll auch Monsignore H. erschossen worden sein. Von Kurtl wissen wir nur, daß er mehrere Jahre Kerker bekommen hat und nach Mährisch Ostrau transportiert wurde – und das bei seiner schweren Armverletzung. Wenn er uns nur wiederkommt. Willi wird

e in Prag erschlagen, Gerti hat sich mit den beiden Kleinen das Leben genommen. Von Lottes Angehörigen wissen wir gar nichts, es heißt aber, daß die Menschen aus Schlesien auch vertrieben werden. Das klingt unwahrscheinlich, aber nach allem, was wir erlebt haben... Da Lottes Mutter und Geschwister in Sprottau ge-

blieben sind – Du erinnerst Dich, Herr A. ist in den ersten Novembertagen gefallen und die schlesische „Muttel“ gehbehindert – befürchten wir, daß sie den Russeneinmarsch vielleicht gar nicht überlebt haben.

Lauter Trauriges. Uns ist das Herz auch sonst bang, weil wir immer nicht wissen, was mit uns wird. An die Scheune haben wir uns langsam gewöhnt, obgleich es jetzt nachts schon sehr kalt ist. Es heißt hartnäckig, daß wir „abtransportiert“ würden. Wohin, weiß kein Mensch. Vielleicht in eine neue Unterkunft, vielleicht – nach Rußland. Für diesen schlimmsten Fall haben wir beschlossen zu „türmen“, wie es die beiden Mädchen ausdrücken.

Von unseren Brotrationen haben wir einen Teil getrocknet und für jeden von uns eine „eiserne Reserve“ angelegt. So lang es geht, wollen wir es gemeinsam versuchen, wenn wir auseinanderkommen, haben wir einen Treffpunkt in Linz ausgemacht. Entfernungsmäßig wäre es zu schaffen, wir haben ja „Marscherfahrung“...

Und aus diesem Grund braucht Babi dringend Schuhe...

4. November

Am 28. Oktober wurden wir „abgeholt“ – und jetzt wirst Du ebenso erleichtert sein wie wir, wenn Du erfährst, daß es sich nur um die Verlegung in eine neue Unterkunft handelte. Wir sind also nun „Stadtbewohner“. Und obwohl wir zuerst glaubten, gewissermaßen vom Regen in die Traufe zu kommen, hat es sich herausgestellt, daß wir uns in mancher Beziehung doch verbessert haben: Unser neues „Zuhause“ – offensichtlich Baracken des Arbeitsdienstes – ist solide und winterfest. Vier Gebäude mit jeweils vier Stuben und einem gemeinsamen Waschraum, letzterer aber – wie in allen anderen Häuschen auch – so ramponiert, daß er praktisch und zu unseren großen Leidwesen nicht zu benutzen ist. Sämtliche Becken zerschlagen, und wir werden unsere Katzenwäsche fortsetzen müssen.

Die Stuben waren in unbeschreiblicher Weise beschmutzt. Wir hatten alle Hände voll zu tun, sie einigermaßen bewohnbar zu machen. Sogar die Wände haben wir mit einer starken Salzlauge abgerieben, als wir hörten, daß es sich um nicht desinfizierte Typhusbaracken handelt. Man sieht, für uns ist das Beste gerade gut genug! Aber wir wollen zufrieden sein, haben wir doch endlich ein festes Dach über dem Kopf, wenn auch der Raum für 14 Personen etwas eng ist; wir teilen ihn uns mit Familie K., bestehend aus Mutter, Großmutter und 8 Kindern. Ein Kanonenöferl steht auch in der Ecke, aber leider haben wir nichts zum Hineintun. Es heißt aber, daß wir was kriegen sollen – Gott geb'!

6. November

Wir besitzen eine Arbeitserlaubnis und eine „Vorläufige Aufenthaltserlaubnis“! (Die Betonung wird auf dem „vorläufig“ liegen.) Aber was macht das schon – wir verdienen seit gestern unser „Brot“ in der Russenwäscherei. Das Angebot war so verlockend, daß begreiflicherweise ringsum niemand besondere Neigung hatte, es anzunehmen. Wir haben Kriegsrat gehalten. Resultat: In der Höhle des Löwen ist man oft am sichersten – und so haben Lore und Lotte und ich mich gestern dafür gemeldet. Die Wäscherei ist im Hinterhof der Kommandantur, der Kommandant ist als gerecht und streng bekannt – wollen wir also hoffen. Mittagessen konnten wir zum ersten Mal seit Wochen nahezu ausreichend und auch etwas für Babi mitnehmen. Dazu noch ein paar alte Gummistiefel, die für jedermann zu klein sind, zu Galoschen verkürzt aber sicher für Großmama passen! Und sie tun es auch!

10. November

Freude über Freude – wir entdeckten gestern auf den Weg zur Wäscherei – ein trostloser Pfad übrigens, aufgeweicht, allen Winden preisgegeben und mitten durch den stinkenden Abfall der Stadt hindurch – eine mittelgroße, graue Zinkbadewanne. Sie lag etwas unterhalb vom Weg, vom Schutt fast verdeckt. Mit vereinten Kräften haben wir sie hochgezerrt, hinter einem Busch versteckt und Babi Nachricht geben lassen, daß sie den Glücksfall bergen soll (wie gut, daß sie seit ein paar Tagen wieder beschuht ist!) Babi hängt sich also das Schaffel über, geht zurück. Kurz vorm Lager fühlt sie sich von hinten festgehalten – ein baumlanger Iwan hat den unteren Henkel gepackt und offensichtlich nicht die Absicht, loszulassen. Dabei lacht er freundlich und versucht, Großmamas Finger vom anderen Griff loszubekommen. Sie aber, in einem beinahe hysterischen Anfall von Heroismus sagt tschechisch zu ihm etwa folgendes: Verflixter Bursch, willst Du wohl aufhören! Loslassen, sag ich Dir! Diese Wanne gehört uns, hörst Du, wir haben sie gefunden! Loslassen! Und dann, sicherlich schon schluchzend, daß wir uns seit einem dreiviertel Jahr nicht mehr richtig gewaschen hätten. Der „verflixte Bursch“ aber ließ immer noch nicht los und da — klopfte sie ihm auf die Finger! Stell Dir das einmal vor – ganze 160 cm provozieren die siegreiche Armee der Vereinigten Sowjetrepubliken. Goliath aber grinste zum Glück immer noch, sagte „Ich groß – Du klein“, bemächtigte sich endgültig des strittigen Objektes und stapfte hinter der nun fassungslos weinenden Großmama in unsere gute Stube Dort stellte er es am (kalten) Ofen ab, tippte geistesabwesend auf die beiden durchgerosteten Stellen am Boden und verschwand. Zwei Stunden später war er wieder da, mit einem völlig verängstigt-

ten einheimischen Klempner (der an Ort und Stelle die Löcher löten mußte) – und einem Sack Briketts.

Als wir abends aus der Wäscherei kamen, war das Stüberl zum ersten Mal backofenwarm, der Jüngste der Familie K. saß angsterstart in der Badebütt, und auf dein Ofen kochte neues Wasser.

15. November

Das Weihnachtsgeschenk – als solches nehmen wir's – heißt Pjotr, ist 26 Jahre alt, Sibirische, 2,00 m groß – die Hände wagen wir gar nicht zu messen – und ein Mensch. Der Mensch hat blitzblaue Augen, wunderbare Zähne und ganz offensichtlich eine innige Zuneigung zu Großmama. Außerdem muß er ein Psychologe sein, denn tags darauf erschien er – mit einer Häkelnadel und zwei Garnknäueln; Gott weiß, wo er das organisiert hat! Aber Du hättest Babi sehen sollen, sie war glücklich und fabrizierte auf der Stelle, trotz ihrer von dem Salzwasser noch immer wunden Hände, eines ihrer zierlichen Spitzendeckchen. Selbstverständlich bekam Pjotr es geschenkt und war hingerissen. Seine Genossen offensichtlich auch, denn seither reißen die Aufträge nicht mehr ab. Es scheint, als solle jede Mutter und Braut zwischen Ural und Altai mit einem Häkeldeckchen beglückt werden. (Gesegnet die Englischen Fräulein zu Brunn, die vor der Jahrhundertwende jungen Damen derartige Fertigkeiten vermittelt haben!) Babi „beschäftigt“ bereits zwei Mithäckerinnen und ist drauf und dran, zur Kapitalistin zu entarten.

20. November

Für die „warme Stub“ revanchiert sich heute die alte Großmutter K. mit einem Stapel Kanzleipapier. Sie putzt in der „Kommandantura“ und hat in einem günstigen Moment in einer Schreibstube „zugegriffen“. Zerknittert ist es deshalb, weil es die Gute in ihrem Rockbund verstecken mußte. „Jetzt können'S wieder alles für Ihr Töchterl aufschreiben“, sagt sie.

Wenn ich nur jemand wüßte, der ab und an in die englische Zone hinüberkommt und meine „Gesammelten Werke“ drüben an Dich aufgeben würde. Die Postverhältnisse hier sind noch immer katastrophal und das Wenige wird unbarmherzig zensiert. Es wird also noch etwas dauern, bis wir, wirklich in Verbindung kommen. Einstweilen hoffe ich von Herzen, daß wenigstens Du heil und sicher über die Grenze gekommen bist!

21. November

Die Geschenke reißen nicht ab! Erstmals bekamen wir eine amtliche „Zuteilung“: 4 Kochgeschirre und 4 Decken – alles aus

Wehrmachtsbeständen, die nicht geplündert worden sind. Vielleicht, weil sie zu schlecht waren (die Decken haben große Löcher), aber sie sind besser als nichts!

Beim Abholen mußte man seine Aufenthaltserlaubnis abgeben und wurde dann namentlich aufgerufen. Vor der Tür wurde ich von einem älteren Herrn angesprochen, der – für unsere jetzigen Verhältnisse – traumhaft schöne Sachen trug: Gehpelz, Breeches und Gamaschen und richtige dicke, dicke Winterschuhe!! Er hatte meinen Namen gehört. Es stellte sich heraus, daß er Papa gut kennt (kannte, muß man jetzt sagen). Sie haben sich bei fast allen großen Jagd- und Schießsportveranstaltungen getroffen. Er war aufrichtig erschüttert, als er erfuhr, was uns inzwischen geschehen ist und wo wir wohnen.

Weißt Du, wir vergessen immer wieder, daß nicht alle Menschen so an diese Todeschrecken gewöhnt sind wie wir. Sicher, Herr K. ist aufgrund seiner Parteizugehörigkeit vorerst als Oberforstmeister „a. D.“, seine Villa haben die Russen, er bewohnt mit seiner Gattin ein Gartenhäuschen auf seinem Grundstück. Die Kinder sind in Tirol verheiratet. Sicher auch, daß sie viele schöne Dinge eingebüßt haben und viel Angst auszustehen hatten; aber irgendwie sind sie doch in ihrem Eigenen geblieben, haben ihre Heimat noch und die ihrer Kinder. Die Erde trägt da mit, während wir so ganz und gar enturzelt sind und überhaupt nicht wissen, ob wir nochmals überhaupt ein Heim besitzen werden. Dieser Gedanke ist gerade jetzt, wo es auf Weihnachten zugeht, besonders schwer und bitter. Aber wir wollen den Mut nicht aufgeben und wir müssen ganz einfach fest daran glauben, daß es auch für uns wieder irgendwo einmal einen Anfang geben wird.

26. November

Herr K. hat angeboten, uns seine Jagdhütte, ungefähr eine dreiviertel Stunde von hier, zur Verfügung zu stellen. Sie sei zwar geplündert worden, aber er habe sie durch einen seiner getreuen Forstarbeiter notdürftig wieder herrichten lassen. Ob wir möchten!

Und ob!! Der Gedanke, endlich einmal wieder allein, unter uns zu sein, gewissermaßen en Famille, ist fast unausdenkbar!

Du kannst Dir den Jubel von Lore und Lotte und Babi gar nicht vorstellen! Doch, Du kannst. Und nun bereiten wir gewissermaßen unsere Übersiedlung vor. Pjotr hat von irgendwoher einen kleinen Handwagen gebracht und der wurde fast voll – man denke! Wenn wir so weitermachen, werden wir bald wieder zur „besitzenden Klasse“ gehören! Ach Kind, ich bin heute fast übermüht. Wenn wir doch nur alle gesund bleiben.

K.s sind natürlich traurig, daß wir „wegziehen“, aber so werden sie doch wenigstens etwas mehr Platz für die vielen Kinder haben.

14. Dezember

Wir sind Waldbewohner und besitzen ein großes Wohnzimmer, von ihm durch einen Ruffenvorhang abgetrennt eine winzige Küche. Sie hat einen instandgesetzten Kochherd, der ausreicht, um das Ganze warm zu halten (Holz ist in einer Lege unterm Hüttenboden genug da) und sogar ein Wandregal. Im Wohnraum je eine Pritsche hüben und drüben, ein handgezimmerter Tisch mit umlaufender Bank in der Fensterecke und rechts und links an der Wand je eine Petroleumlampe! Sogar mit zwei Kanistern zum Nachfüllen – Geschenk von Herrn K. Es ist fast nicht zu fassen!

Am 3. Dezember spannte sich Pjotr vor den Handwagen und verschwand mit Lotte und Lore in Richtung W. Babi und ich sollten später nachkommen. Wie haben wir dann den Waldweg genossen – die Bäume dick verschneit, alles so weiß und ruhig und rein. Ich hielt Babi an der Hand, weil ihre Gummistiefel so glatt sind – und auf einmal lagen wir uns in den Armen und weinten und weinten. Und zum ersten Mal in dieser schrecklichen Zeit, weil wir ein Ziel vor Augen hatten, auf das wir uns freuen konnten.

Die Hütte, mit tief herabgezogenem Dach und umlaufender Holzgalerie – ein Bild aus einem Märchenbuch, die drei Fenster voll Licht. Und als wir uns am Treppchen die Schuhe abklopfen, tat sich die Tür auf, Lottchen stand da mit einem riesigen Tannenstrauß und sagte: „Herzlich willkommen bei Kapitalisten!“ und dann weinte auch sie.

Und so wohnen wir jetzt: Babi und ich auf der einen, die Mädchen auf der anderen Pritsche. Sogar frische Strohsäcke haben wir, stell Dir nur vor. Das Wasser holen wir vom Brunnen draußen und der Herd hat eine Wasserwanne, in der es warm bleibt. In der Lege haben wir einen Sack mit grobem Salz und einen Holzbottich entdeckt, die wir verbrauchen bzw. benutzen dürfen. So werden wir die Zinkbütt den K.s als Weihnachtsgeschenk in die Baracke bringen.

Die Wäscherei haben wir aufgegeben, stopfen und flicken jetzt Lazarettwäsche. Pjotr hat uns diese Arbeit verschafft, die zwar weniger einbringt, aber den Vorteil hat, daß wir nicht so oft zur Stadt müssen. Und manchmal war die Wäsche auch nicht zum Anfassen, so ekelhaft. Pjotr, wenn wir den nicht hätten! Sie haben jetzt drinnen einen neuen Kommandanten, und es kommen wieder häufiger Übergriffe

vor. So erscheint er denn öfter auf seinem Fahrrad und warnt: „Heit nix Stadt, Kamerad Schnaps!“ Wie können wir ihm nur für alles danken. Er strahlt immer, sagt zu mir „Matka“ und Großmama ist für ihn „Babuschka“!

Ob Kurtl noch am Leben ist?

16. Dezember

Weihnacht kommt immer näher. Und obgleich es uns jetzt so gut geht, haben wir doch alle uneingestandene Angst. Trotzdem trifft jeder seine kleinen, bescheidensten Vorbereitungen. Ich habe für die rauchenden Mädchen ein Päckchen Marchorka, und Babi hat aus aufgetrennten Wehrmachtssocken Fäustlinge gestrickt. Die beiden Maiden tun auch recht geheimnisvoll und verschwinden jeden Abend mit der Petroleumlampe unten in der eiskalten Lege.

Wie mag es Dir nur gehen, mein Liebes? Bitte, tu nichts, um hierher zu kommen. Gestern abends ist es uns als schreckliche Möglichkeit eingefallen. Du mußt es uns versprechen! Obwohl es natürlich für ein Kind in Deinem Alter schwer ist, arm und fremd zu sein unter Menschen, die nichts verloren haben; unser Schicksal trägt sich leichter mit Menschen zusammen, die das Gleiche durchgemacht haben. Und trotzdem werden auch wir eines Tages lernen müssen, wieder wie die Anderen auch zu leben.

20. Dezember

Eine furchtbare Nachricht brachte Lotte heute aus der Stadt; Frau W. ist am Spätabend, als sie aus der Andacht ins Lager zurückging, von drei Russen überfallen worden. Drei Kinder hat sie hergeben müssen und nun, vier Tage vorm Heiligen Abend, wird ihr auch das noch angetan.

Wir waren den ganzen Tag wie erstarrt. Und Lotte sagte am Abend: „Siehst Du, Mama, wir stehen auf ganz dünnem Eis und es kann jederzeit einbrechen.“

Es ergibt sich vielleicht in den nächsten Tagen die Möglichkeit, daß ich endlich diesen langen, langen Brief mit Herrn D., der als Eisenbahner in Linz beschäftigt ist und die Grenze passieren darf, hinüberbringe! Wenn es doch gelänge! Denk nur, dann hättest Du vielleicht schon im Neuen Jahr gleich am Anfang endlich Nachricht.

25. Dezember

Der Heilige Abend ist vorüber. Tagsüber strahlendster Sonnenschein, so daß man die kerzengeraden Rauchsäulen der Arbeiterhäuser jenseits des Waldes am Himmel stehen sehen konnte. Ach mein Liebes, wir sprachen nicht viel. Ein Jeder war mit

seinen Gedanken beschäftigt, die doch im Grunde um das Gleiche kreisten – daß der Tod unseren Toten barmherzig gewesen sein möge, das Leben barmherziger werden möge gegenüber uns Übriggebliebenen. Daß das Kommende alles Getrennte zusammenführt, daß Frau L. ihren kleinen Buben durchbringt und ihren Mann aus dem Krieg zurückbekommt. Auch Herrn W. seine Frau wiederfinden läßt, weil ihr Schicksal fast zu un menschlich für einen Einzelnen ist — wir verbargen die Tränen gar nicht voreinander, trösteten uns gegenseitig und richteten uns aneinander wieder auf.

Am Nachmittag machten wir, soweit das unsere Schuhe zuließen, im tiefen Schnee einen Waldspaziergang, gingen aber nicht bis zum Weg vor, um keine Spuren zu hinterlassen. Nach dem Unglück mit Frau W. sind wir wieder vorsichtiger geworden.

Als die Schatten immer tiefer und blauer wurden, waren wir zurück. Lore, die vorausgelaufen war, hatte das Bäumchen auf den Tisch gestellt und eine der Lampen so dahinter, daß sie, fast wie eine Kerze, das grobkörnige Salz auf den Zweigen zum Glitzern brachte. Es gab keine Weihnachtsgeschichte und kein Lied. Wir sahen der Sonne zu, die rotglühend und gewaltig unterging. Ich glaube, keiner von uns dachte in diesem Augenblick an den strahlend festlichen Heiligen Abend zu Hause, weil keiner von uns sich das leisten konnte – „Siehst Du, Mama, wir stehen auf ganz dünnen Eis...“ – auch, was unsere Erinnerungen und Gefühle betrifft.

Und um dann auch ja jedes doch vielleicht noch mögliche Wort der Erinnerung sicher zu vermeiden, springt Lottchen auf und holt die große Überraschung, in vielen kalten Abendstunden unten in der Holzlege genäht: Je ein Schultertuch für Großmama und mich, zugeschnitten aus den löchrigen Decken, die wir einmal zugeteilt bekamen, die Kanten liebevoll mit langen Fransen verziert. Nun sind wir beiden Alten aber doch wirklich zu Tränen gerührt, und unsere Gaben erscheinen einem solchen Einfallsreichtum gegenüber abgeschmackt und alltäglich. Ich sage das auch und muß mir von meinem eigenen Küken sagen lassen: „Aber Mama, als ob es alltäglich wäre, daß man an einem Abend etwas zum Rauchen und etwas zum Anziehen bekommt!“

Damit ist dann auch jeglicher Wehmut mit Absicht der Kampf angesagt. Der Tisch wird gedeckt und wir beginnen zu „schlemmen“! Ja, Du hörst richtig: wir haben vierzehn Tage lang Brot gespart. Angeröstet und mit Wasser – eine Brotsuppe; in Scheiben auf die glühende Ofenplatte gelegt – Toast; ein Hauch von Schweineschmalz drüber (Pjotr!) – Toast „geschnalzt“ – und dazu guten und echten russischen Tee.

Dreimal darfst Du jetzt raten, von wem? Nein, falsch, diesmal vom „Hauswirt“, dem Herrn Oberforstmeister!

Und während, wir so sitzen und nun wirklich fröhlich schmausen: Heftiges Klopfen an der Tür, Lore wird totenbleich und Lotte hebt automatisch die Falltür zur Holzlege hoch – „Ai, PJOTR!“ dröhnt es da von draußen, und nie hat uns sein gewaltiger Baß freundlicher in den Ohren geklungen!

Da stand er nun also, glücklich, sein makellos gesundes Gebiß bleckend, mit einem dicken Paket unterm Arm, und ganz offensichtlich gerührt, daß wir uns so ganz offensichtlich über sein Kommen freuten.

(Pjotr, Du Weihnachtsengel mit dem roten Stern auf Deiner Tschapka. Gott segne Dich und bringe Dich heim in Dein Sibirien glücklich und gesund! Wenn wir dieses Unheil überstehen, verdanken wir es auch Dir. Du hast uns geholfen, ohne den üblichen Gegenwert zu verlangen. Und wenn Du jemals, ganz gleich in welcher Sprache, einmal gesagt haben solltest „Frau, komm!“, dann möge Gott Dir verzeihen, unseretwegen, an denen Du so viel Gutes getan hast!)

Was also brachte der Weihnachtsmann aus Sibirien? Kinderl, Du glaubst es nicht: Für Babi ein Paar passende Schuhe – sie strahlte! – und für mich eine wattierte Russenjacke, jenseits aller Eleganz, aber darüber sind wir ja auch hinaus, wenn „es“ nur wärmt! Und für die beiden Mädchen pflanzte er eine dicke, gelbe, hohe, echte Wachskerze neben unser Bäumchen.

Wir haben sie angezündet. Sicher hat er sie aus irgendeiner Kirche mitgenommen, mitgenommen mit der Unbefangenheit des Siegers. Aber wir haben keine Bedenken, denn in keiner Kirche können der Dank für das tägliche Brot und die Bitte um Frieden für uns alle inniger dargebracht werden als hier.

Dann bekommt Pjotr sein Geschenk – die Mädchen wollten es ihm eigentlich morgen in die Stadt bringen: Ein winziges Bäumchen – Blumentopf, genau wie das unsere mit rohem Salz bestreut, glitzernd und aufrecht, aber zusätzlich mit roten Wollmäscherln versehen – (ich vermute, daß die Schleifchen aus Lores altem Wollschal geknüpft sind.) Babi steuert ein Paar graue Wollfäustel bei. Wir küssen ihn auf beide Wangen und wünschen eine „Gesegnete Weihnacht“ – und Pjotr – Pjotr, der Riese, weint.

Nun wissen wir alle, daß dies der erste Weihnachtsbaum in seinem Leben ist. Um ihn von seiner Erschütterung abzulenken, frage ich ihn: „Bitte – wo Schuhe für Babuschka her?“

Er strahlt, macht die Gebärde des Wegnehmens und sagt fröhlich und getröstet: „Zappzerapp!...“

Und was macht unsere unverwüsthliche (und unberechenbare) Großmama, einstmals in besseren Zeiten Präfektin der Damenkongregation, für den christlichen Lebenswandel ihrer – moralisch natürlich untadeligen – Mitglieder verantwortlich – sie zollt uneingeschränktes Lob und spricht: „Guter Pjotr, ich bin Dir wirklich seeeehr dankbar!“ – Dabei klopfte sie ihm – wir trauen unseren Augen nicht – anerkennend auf die Schulter. Ich glaube fast, sie ist die Einzige unter uns, die den Wandel der Lebensgepflogenheiten voll und ganz begriffen hat.

Gegen Mitternacht – und nach unzähligen Töpfen Tee (mit unzähligen Wodkas für Pjotr) – ist es Zeit für ihn, aufzubrechen. Er muß um 12.30 Uhr in W. sein.

Babi sagt zu ihm: „Pjotr, komm.“

Er weiß zuerst gar nicht recht, was ihm geschieht; aber dann muß er irgendwie spü-

ren, was Großmama von ihm will. Und er beugt sich herab und sie stehen einander gegenüber – der fest verwurzelte sibirische Baum und die alte, heimatlose Frau. Und sie zeichnet ihm – Du erinnerst Dich – mit Daumen und Zeigefinger erst ein Kreuz auf die Stirn – „Der Herr behüte Deinen Geist“ – dann ein Kreuz auf den Mund – „Der Herr behüte Deine Rede“ – und zuletzt eines auf die Brust – „Der Herr behüte Dein Herz“. Und er steht demütig herab gebeugt und läßt es geschehen.

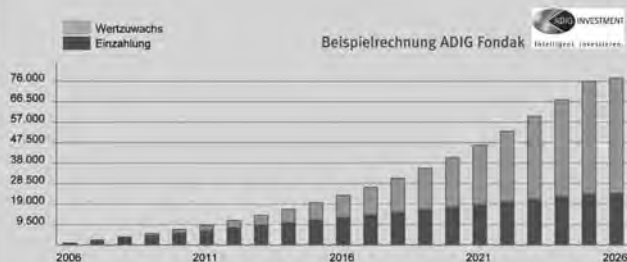
Wenig später bricht er auf. Wir stehen auf der Veranda und schauen ihm nach. Wie ein Bär mahlt er durch den Schnee, in der Armebeuge das winzige, salzbestreute Tännchen – behutsam, behutsam. Verwegen schieft auf dem Kopf die Pelzmütze, verwegen auch das Zickzack-Anpeilmännchen, das dem Waldweg gilt. Nun ja, auch für einen, sieggewohnten Kämpfer der Roten Armee hat die Erde nach einer halben Flasche Wodka einige unvorhergesehene Verwerfungen. Am Waldrand, dort, wo der Weg einbiegt, bleibt er noch einmal stehen, hebt sein Weihnachtsbäumchen

hoch und orgelt in seinem mächtigen Bass etwas zu uns hinüber – wahrscheinlich so eine Art von sibirischem Jodler – bevor er verschwindet. Wir winken hinterdrein, während durch die mächtige Tonwelle ein Vogel aus dem Baum und hinten eine Schneelawine vom Dach fällt. Wenn irgend jemand jenseits des Waldes in den Arbeiterhäusern den Ruf vernommen hat, wird er ängstlich die Tür verschließen und das Licht löschen; jedermann, der unterwegs ist in dieser Nacht und im Wald, wird ein Versteck suchen und nicht mehr zu atmen wagen. Wie verständlich – sie können nicht wissen, daß es Pjotr ist, der heimgeht, mit den ersten Christbaum seines Lebens, glücklich und arglos wie ein Kind, in der gefürchteten Uniform des Rotarmisten, aber darunter – ein Mensch. Gott möge ihn behüten!

Und auch Dich, mein liebes Kind, jetzt und für alle Zeit! Wir alle haben Dich ganz fest bei uns und hoffen, daß wir bald und dann für immer, zusammensein können.

Mama

Fonds-Sparpläne zahlen sich aus.



Intelligent, systematisch und flexibel ein Vermögen aufbauen.

Denn die Zukunft beginnt jetzt!

SPERRER
PRIVATBANK

Die Privatbank sagt: „Willkommen!“

3 x in Freising · 1 x in Moosburg · www.sperrer.de



HERRMANN & WIEDENMANN

RECHTSANWÄLTE

München · Freising · Ulm



*Dr. Florian Herrmann,
LL.M. (Absolvia 1991)*



*Dr. Kai-Udo
Wiedenmann*



Robert Mayr



*Dr. Marcus Mey,
LL.M.*



Ulrike Scholz



*Uwe Feldkamp
FA für Arbeitsrecht*



*Barbara Klüsener
FA für Familienrecht*

Wirtschaftsrecht
Gesellschaftsrecht
Arbeitsrecht
Vertragsrecht
Kapitalanlagerecht
Marken- und
Wettbewerbsrecht
Allgemeines Zivilrecht
Familienrecht
Erbrecht
Mietrecht
Strafrecht

Büro Freising: Münchner Straße 8 · 85354 Freising · Telefon 08161 / 53 86-90 · Fax -99
Büro München: Nussbaumstraße 8 · 80336 München · Telefon 089 / 54 54 78-70 · Fax -78
Büro Ulm: Hafenbad 11 · 89073 Ulm · Telefon 0731 / 14015-50 · Fax - 51

www.herrmann-wiedenmann.de

Schuld ist der Pedell

Interview mit Dr. Karl Bayer

Herr Dr. Bayer, mit Ihrem Namen assoziieren viele Leute das Lateinische, was natürlich Ihr Wirken als Gymnasiallehrer, auch am Dom-Gymnasium, als Leiter eines Humanistischen Gymnasiums, als Lehrbeauftragter für Latein an der LMU bis hin zur Ihrer Tätigkeit als Ministerialbeamter am Kultusministerium und Autor vieler althilologischer Veröffentlichungen reflektiert. War Ihnen Latein schon in die Wiege gelegt?



Das war es ganz bestimmt nicht. Wenn ich einen Beruf nicht ergreifen wollte, war es der des Althilologen. Ich hatte in den Alten Sprachen gute Noten, und mein Direktor am damaligen Humanistischen Gymnasium in Ingolstadt lag mir immer in den Ohren, dies sei doch ein Beruf für mich und ich wisse doch, was ich könne. Aber ich habe immer darauf beharrt, Ingenieur werden zu wollen. Dieser Berufswunsch stand auch damals im Jahresbericht. Ich habe dieses Ziel nach dem Abitur 1938 den ganzen Krieg hindurch weiterverfolgt und mich immer dorthin gedrängt, wo etwas für die Ingenieurwissenschaften zu lernen war. Im August 1945 kam ich aus britischer Kriegsgefangenschaft nach Hause. Da war die Uni noch geschlossen. Ein Wintersemester 1945/46 schien zunächst unmöglich, aber im Februar 1946 wurde ein Kurzsemester als WS 45/46 bezeichnet und ohne Pause gleich das Sommersemester 1946 angeschlossen. Um mich zu inskribieren, war ich, da ich bei Ingolstadt zu Hause war, auf den einzigen Zug angewiesen, der in der damaligen Zeit fuhr. Er brauchte von Ingolstadt bis München zwei Stunden und dampfte nach vier Stunden wieder zurück. So hatte ich nur wenige Stunden, um alles zu erledigen. Also bin ich zur TU gegangen, um wenigstens ein Formular für die Inskription zu bekommen. Es war unmöglich: Das Gebäude-Karree der TU stand zwar noch, aber nirgendwo war auch nach mehrfachem Probieren ein Eingang zu finden. Die Zeit rann, also ging ich zur Uni. Da war es schon kurz vor zwölf. Der Pedell dort stand schon an der Tür. Den habe ich bezirzt, ob ich nicht wenigstens ein Anmeldeformular bekommen könnte. Das hat er mir dann gegeben und noch einen Rat erteilt: Es herrsche Numerus Clausus und nur 4000 Studenten würden zugelassen. Wenn ich Aussichten haben wolle, überhaupt zugelassen zu werden, müsse ich Klassische Philologie

studieren. Da habe ich das Formular entsprechend ausgefüllt und abgegeben. Und siehe da, bald kam dann auch die Zulassung, aber schon am folgenden Tag konnte ich in der Zeitung lesen, dass der Numerus Clausus aufgehoben ist. Die Amerikaner wollten ihn nicht. Aber ich war nun an der Uni eingeschrieben und sollte Klassische Philologie studieren. Doch mein innerer Widerstand war noch ungebrochen, weshalb ich mich erst einmal an die Ägyptologie hielt, vor allem auch, weil es in der Klassischen Philologie kaum ein Angebot gab. Es war ein Notbetrieb, und ich wollte, als ich mit dem Studium anfangen konnte, gleich in die vollen gehen. Deshalb habe ich dann bei Geheimrat Alexander Scharf zwei Semester lang Ägyptologie betrieben. Wir waren bloß drei Studenten, weshalb er interessiert war, dass wir dabeiblieben. Aber seine Vorlesung fand gleichzeitig mit der Hauptvorlesung im Griechischen von Geheimrat Albert Rehm statt. Ich dachte mir, bei drei Studenten ließe sich doch die ägyptologische Vorlesung ohne Schwierigkeiten verschieben, und bat den Geheimrat darum. „Seit 30 Jahren lese ich am Freitag von 9 bis 11“ erhielt ich als Antwort, was für mich die Entscheidung war. Ich gab Ägyptologie auf und wandte mich ganz der Klassischen Philologie zu, wo inzwischen auch die Lehrstühle wieder besetzt waren. Betrieben habe ich sie allerdings nur sechs Semester lang, eigentlich nur vier, denn eines konnte ich krankheitshalber so gut wie nicht besuchen, und im letzten konzentrierte ich mich auf Geschichte, das dritte Fach. Das Pflichtstudium erforderte damals sechs Semester. Ich bin also ein ganz misstratener Sohn der edlen Wissenschaft, und wenn man diesen Weg nachträglich rekonstruierte, dann würde das Studium womöglich aberkannt, weil es kein ordentliches Studium war. Es gab damals viele ähnliche Karrieren. Man musste eben nach acht Jahren der Karenz von der Schule wieder Fuß fassen. Dennoch bin ich da voll eingestiegen, und es hat mich nicht gereut.

Wann und worüber haben Sie promoviert?

Promoviert habe ich bei Professor Friedrich Klingner über die Vergil-Vita des Sueton. Die Doktorarbeit hatte ich noch im 6. Semester, begonnen, konnte sie aber erst

später, als ich schon im Schuldienst war, vollenden.

Was zog zurück zur Schule?

Ich sollte an der Uni bleiben, aber ich wollte, wenn schon, dann lieber am Gymnasium unterrichten. So stieg ich dann ins Referendariat ein und war von November 1949 bis Juli 1950 Referendar am Wilhelmsgymnasium in München. Ich bin also auch kein ordentlich ausgebildeter Pädagoge. Nach dem Referendariat konnte ich am Wilhelmsgymnasium bleiben. Die Situation war so, dass die Schule wenig Lehrer hatte. Der Oberstudiendirektor war zugleich Landtagspräsident und war nie da. Ich wenigstens bekam ihn nie zu sehen. Geleitet wurde die Schule von Oberstudienrat Dr. Pauer und einigen alten Herren in den 70ern.

Wie groß waren die Klassen?

Eine Klasse unter vierzig galt als normale Klasse. Es waren damals sehr zappelige Schüler aus der Kriegskindergeneration, mit denen man schon seine Not hatte, obwohl sie ganz willig waren, aber ein wirklicher Haufen, bis man sie zu Ruhe gebracht hatte. Nun hat mich aber gleich das Schicksal wieder bestraft, als ich von den 28 Stunden, die ich zu geben hatte, 20 fachfremd unterrichten musste, also Geschichte, Deutsch, das ich damals noch nicht studiert hatte, Stenographie, Erdkunde, Turnen. Mein Sportunterricht war natürlich kolossal. Nach einem Jahr wollte mich das Ministerium versetzen. Damals war es noch üblich, dass man für einige Zeit aus München heraus musste. Ich war allerdings noch mit meiner Dissertation beschäftigt. Da hat man mich noch ein Jahr geduldet, aber dann kam ich nach Freising.

Sie haben also Freising zu einem frühen Zeitpunkt Ihrer schulischen Karriere kennengelernt, haben aber später die Möglichkeit gehabt, Freising mit vielen anderen Schulen zu vergleichen, wo und wie platzieren Sie das Dom-Gymnasium im Rückblick?

Ich war von 1952 bis 56 vier Jahre in Freising. Damals war noch Herr Poellinger Direktor, ein Jahr später kam Andreas Brandmair. Nun, mein erster Eindruck von Freising war das Vorstellungsgespräch bei Herrn Poellinger. Er examinierte mich und einen inzwischen verstorbenen Kollegen, was wir so bisher gemacht hätten und als er erfuhr, dass wir beim Militär waren, da war schon alles gelaufen.

Er muss Reserveoffizier noch in der bayerischen Armee gewesen sein und Prinzen-erzieher. Und da kam ich am ersten Unterrichtstag in das Klassenzimmer der 3A: Eisige Stille. Setzen! Sie setzten sich. Ich dachte mir, gleich müsse eine Bombe explodieren oder etwas Ähnliches passieren, aber es stellte sich heraus, dass diese Ruhe üblich war. Disziplin war kein Problem. Ich kann mich nicht erinnern, dass es je Disziplinarprobleme gegeben hätte. So betrachtet war Freising für einen Lehrer wirklich ein Paradies. Wie es für die Schüler war, das weiß ich nicht. Sonderbarerweise werde ich von ehemaligen Schülern immer auf meinen Geschichtsunterricht angesprochen. Warum, weiß ich nicht. Im Nachhinein kann ich mir den Grund vorstellen. Damals gab es noch kein Buch. Ich trug gewissermaßen als freischaffender Künstler vor. Es war offenbar nicht üblich, eine Art Lehrvortrag zu halten, sondern es wurde gelesen. Als Referendar habe ich das miterlebt. Am Wilhelmsgymnasium begann der Geschichtsunterricht damit, dass ein Schüler aufgerufen wurde, mit seinem Heft hinausgehen und dieses auf den Katheder legen musste. Der Herr Professor kontrollierte, ob der Schüler auswendig konnte, was im Heft stand. Dann wurde für die nächste Stunde diktiert und zum Lernen aufgegeben.

Hat es Ihnen Spaß gemacht, mit den Freisinger Schülern zu arbeiten?

Die Leistungsanforderung war guter Durchschnitt. Freising war eine sehr gute Schule, aber sie war nicht auf so etwas wie Elite dressiert. Dabei sind ganz große Geister aus ihr hervorgegangen. Vieles ist wie selbstverständlich gelaufen. Es war der Geist, der Genius loci, der dort gewirkt hat. (Ja, wenn Sie es aus ihrer Sicht als Neuphilologe betrachten, nimmt sich das vielleicht nicht so paradiesisch aus.) Eines Tages kam dann Dr. Hörmann vom Kultusministerium zur Visitation und sagte mir: „Ich habe da Ihre Karteikarte in der Hand gehabt ...“ Und zum nächsten Schuljahr war ich schon in München am Wittelsbacher-Gymnasium. Das ist also die Episode Freising, die ich in schönster Erinnerung behalte.

Wie Ihre Besuche bei Treffen Ihrer Freisinger Klassen beweisen.

Ich habe gegen Freising überhaupt nichts einzuwenden. Im Gegenteil, es war eine schöne, glückliche Zeit, und ich war damals frisch verheiratet. Das einzige, was ich von Freising in nicht so guter Erinnerung habe, hat mit dem Dom-Gymnasium nichts zu tun. Ich musste einmal, ich glaube, es war im letzten Jahr, in der Mädchenschule unten am Marienplatz aushelfen. Es war in einer mittleren Klasse, lauter nette Mädchen, die mich angehimmelt haben, aber sie hatten es nicht mit dem Lernen. Es war

furchtbar. Ich war dort halt als Platzhalter, damit sie beaufsichtigt waren.

Welche Fächer haben Sie am liebsten unterrichtet?

Es kam noch ein Satyrspiel hinzu. Dr. Hörmann lag mir in den Ohren, ein richtiger Philologe müsse vier Fächer haben. So habe ich, nun wieder in München, Germanistik betrieben, Fahrradgermanistik: in den Zwischenstunde mal schnell hingesaust. Da musste ich sehen, wie ich in Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch – letzteres habe ich sehr gerne gemacht - und in der Neueren Abteilung zu meinen Referaten und Scheinen kam, so etwa drei Semester lang bis zu meinem germanistischen Staatsexamen. Das einzige, was da wieder komisch war, war das Gotische. Ich konnte nur ein einziges Mal die Vorlesung von Prof. Helmut Rosenfeld besuchen. Und in der nächsten Vorlesung fand schon die Klausur statt. Die ging über einen Wulfila-Text. Irgendwie konnte man schon erraten, worum es sich handelte. Bei der Herausgabe der Klausur konnte ich auch wieder nicht da sein und musste in die Sprechstunde gehen. Professor Rosenfeld bescheinigte mir: „Also Gotisch können Sie nicht, wenn Sie auch sonst allerhand können. Da haben sie Ihre Arbeit!“ Er hat mir einen Zweier gegeben. Er war schon ein sehr gütiger Mensch. Eigentlich habe ich nur auf Grund von Bibelkenntnissen etwas über die Klugen und Törichten Jungfrauen hingeschrieben, aber linguistisch konnte ich dazu nichts sagen. Es hat sich dann so entwickelt, das Latein mein Leib- und Magenfach wurde. Das Griechische habe ich gern betrieben, aber das Fach war unter den Griechisch-Lehrern sehr gefragt, so dass man nicht ohne weiteres eine Griechisch-Klasse bekam. Da das Wittelsbacher damals noch eine Mischung von Realgymnasium und Humanistischem Gymnasium war, gab es nicht so viele Klassen mit Griechisch. Oberstudiendirektor Dr. Färber, eine Koryphäe im Griechischen, hat die griechischen Oberklassen nicht gerne aus der Hand gelassen. Geschichte habe ich nie wieder gegeben und auch Deutsch nicht, obwohl ich jetzt ein Zeugnis übers Staatsexamen in Deutsch hatte und das Fach früher sehr gerne unterrichtete und selbst Aufsätze gerne korrigierte, was vielen Germanisten ein Horror ist. Dann bin ich Seminarlehrer geworden.

Irgendwann sind Sie ja auch an die Universität zurückgekehrt.

Das habe ich nebenher gemacht. Professor Klingner, der mich damals nur ungern hatte ziehen lassen, fing mich wieder ein. Ich habe dann vom WS 58/59 bis zum SS 75 Oberkurse in Latein gegeben, bis die Tätigkeit am Ministerium es immer schwieriger machte. Obwohl ich die Übungen auf

Freitag nachmittag verschob, was bei den Studenten nicht helle Freude auslöste, sind sie zu oft ausgefallen. Da habe ich es aufgegeben, und wie es so ist, von der Stunde an hatte ich nie mehr einen Freitag, an dem ich nicht abkömmlich gewesen wäre.

Haben Sie gerne mit den Studenten gearbeitet?

Ja doch, man hat gesehen, was sie von der Schule mitgebracht haben. Aber die Bezeichnung „Stilkurs“ war sehr hochgegriffen. Es ging weniger um den Stil im Sinne der Erstellung eines sprachlichen Kunstwerks, als um sprachliche Richtigkeit, so dass schon mit Blick darauf, dass die Teilnehmer eine deutschlateinische Examenklausur schreiben mussten, praktisch ein gehobener Grammatikkurs daraus wurde. In so einem Kurs saßen auch einmal über 100 Mann, deren Arbeiten ich jede Woche zu korrigieren hatte.

In der Schule ging ja damals die Übersetzung ins Lateinische zurück. Hat sich das aufs Lateinstudium negativ ausgewirkt?

Zu meiner Zeit waren es Studenten, die sich auf der Schule noch stärker mit Deutsch-Latein befasst hatten. An den Schulen hat man das erst seit 1972 reduziert; so hatte es sich damals noch nicht auf die Kursteilnehmer ausgewirkt.

Haben die Lateinlehrer diese Reduzierung betrieben?

Nein. Es war eine Reaktion auf Kritik. Der Einzelsatz war in Verruf gekommen und die Geschichtchen, die dann konstruiert wurden, waren auch nicht viel besser. Die meisten Eltern können sich kein Urteil darüber erlauben, was in einem lateinischen Text drinsteckt. Aber einen deutsch-lateinischen Satz kann jeder lesen. Der Unsinn, der da oft darin stand, musste Kritik erregen. So hat man Deutsch-Latein reduziert, und wahrscheinlich zu stark reduziert. In Bayern wird in den ersten beiden Klassen immer noch ins Lateinische übersetzt. Es ist eine Erleichterung für den Schüler, wenn er nicht dauernd nachdenken muss, wenn etwas da ist, was automatisch läuft. Wenn er immer erst zum Lexikon greifen muss, um zu nachzuschauen, was ein Wort bedeutet, wird er nie auf die Beine kommen. Das wird in der Neueren Sprache genau so sein.

Ich bin immer der Meinung gewesen, dass man das Lateinische zumindest in den Anfangsjahren als gesprochene Sprache lernen sollte.

Ja, da spricht Professor Wilfried Stroh aus Ihnen. So hat man das Lateinische früher, im Mittelalter, gelernt. Da wurde nicht Grammatikunterricht gemacht, sondern

hat z. B. Terenz übersetzt und dann aufgeführt. Das war eine Art gesprochener Sprache. Doch das ist heute so nicht mehr zu machen. Allerdings erlebte ich bei der Stiftungsprüfung einmal einen Schüler der Oberrealschule Ingolstadt, der das ganze Prüfungsgespräch auf Lateinisch führte.

Geht etwas bei dem Wandel, den Latein in der Schule durchgemacht hat, auf Ihre Bemühungen zurück?

Im Kultusministerium war ich zuständig für die Kollegstufe, die man seit 1968 entwickelt hat. Damals war ich einige Zeit am heutigen Staatsinstitut für Schulpädagogik. Durch einen Zufall bekam ich die Aufgabe zugeschoben, mich mit der Oberstufe zu befassen. Ich bin da voll eingestiegen, und in Zusammenarbeit mit anderen haben wir gemeinsam zwei Modelle entwickelt. Dr. Höhne, damals im Ministerium Leiter der Schulabteilung, hat sich dann für das Modell des Melanchthon-Gymnasiums in Nürnberg entschieden. Das Münchener Modell war weniger radikal, aber komplizierter. Das Modell, das verwirklicht wurde, bestand aus Leistungs- und Grundkursen, im Münchner dagegen gab es drei Kategorien, neben den A- und B-Kursen noch Orientierungskurse, wo Fächer sozusagen notenfrei nur zur Orientierung zu belegen waren. Es war ebenfalls ein Wahlsystem, aber etwas strenger an den alten Fächerkanon angelehnt. Der eigentliche Grund der Ablehnung war aber die Positionierung der Facharbeit. Ich wollte die Verkürzung, also einen Spezialkurs als vierte Kategorie, die dann außerhalb des Kosmos der Fächer sozusagen als Planet um diese herumschwebte. Das hat Dr. Höhne nicht eingeleuchtet.

Sie sind also für die Facharbeit eingetreten.

Um das Münchner Modell akzeptabel zu machen, hätte ich damals die Facharbeit fallen lassen müssen, was man mir auch ans Herz gelegt hat. Aber ich habe es sozusagen in Befehlverweigerung nicht getan, weil ich die Facharbeit für etwas sehr Wertvolles halte. An einer Privatschule in Schondorf lernte ich einmal deren Arbeiten kennen, und es hat mir eingeleuchtet, dass das ein Moment ist, wo jeder einmal „schöpferisch“ sein muss, um etwa 20 Seiten Papier mit etwas Vernünftigen zu füllen. Allerdings kam dann die Entwicklung des Computers. Das Schreiben ist nun kein Problem mehr, die Arbeiten schauen jetzt alle wunderbar aus. Dann kam das Abrufen von Dateien usw. Es kommt da auf die Schule in Sachen Prüfung noch ganz Übles zu.

Und die Sorge ums Latein?

Ich konnte insofern für Latein sorgen, als wir sein Verbleiben unter den zentralen

Fächern durchsetzten, wie das der Sprachen überhaupt. Zum anderen leitete ich auch 25 Jahre lang nebenbei ein Team, das die Lateinbücher des Cursus Latinus entwickelte. Da konnte ich einiges für die Reform des Lateins tun. Dem ging voraus, dass ich einige Zeit eine Funktion im Deutschen Altphilologenverband eingenommen hatte und zeitweise geschäftsführender Vorstand war. Damals hatte Professor Saul B. Robinsen vom Max-Planck-Institut in Berlin in seinem Buch über das Curriculum einen ziemlich harten Angriff auf die Alten Sprachen verfasst, an denen man, vereinfacht gesagt, nichts lernt, was man nicht ohnehin kann. Wir gründeten darauf einen didaktischen Ausschuss, und ich reiste dann mit einigen Kollegen nach Berlin, um mit Robinsen zu diskutieren. Schließlich konnten wir ihn überzeugen, dass die Isomorphie der Fächer, die er da feststellt hatte, eben doch ein Vorurteil sei. Er hat dann in der zweiten Auflage seine Kritik abgemildert. Aber für uns war es nun das Signal, die Zielrichtung des Lateinunterrichtes völlig neu zu gestalten. Das war eigentlich die „Revolution“, die wir gemacht haben. Es war mehr oder weniger „ein Zurücktreten ins Glied“.

Die Alten Sprachen sind jetzt Fächer unter anderen Fächern. Sie müssen sich, wie jedes andere Fach auch, behaupten. Es kommt darauf an, wie das Fach sich darstellt, was es zu bieten hat, was es Schülern und Eltern nützt. In dieser Art ist dann eine Matrix der Fachleistungen formuliert worden, und wir sind damit ganz gut gefahren. Somit war der Krieg mit den modernen Fremdsprachen beendet, Koexistenz ist angesagt; natürlich ist es vor Ort, wo die Fächerwahl stattfindet, bitter, wenn Französisch statt Griechisch gewählt wird und umgekehrt, aber das muss man auf einem freien Markt der Fächer hinnehmen. Curriculum war damals ein Reizwort, aber sonderbarerweise hat Dr. Höhne mir dann gestattet, für den Lehrplan vom 20. Oktober 1970, das Wort Curriculum zu verwenden. Ich hatte noch „curricularer Lehrplan“ riskiert, aber er meinte: „Warum denn? Wir sagen Curriculum!“

Ihn störte bloß, dass es auch in Sport einen Leistungskurs geben sollte. Aber meine Meinung war, wenn alle Lehrer Akademiker sind, dann muss auch der Sportlehrer im Status gleich behandelt werden. Jetzt sieht man es möglicherweise wieder anders.

So ist es mein Hauptziel, weiterhin an dieser Neudefinition der Ziele des Lateinunterrichts zu feilen. Ich weiß, dass man im Zuge der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung seit Kaiser Wilhelm II. den humboldtschen Neuhumanismus großenteils verabschiedet hat, und irgendwie führt sein Bildungsideal ein museales Dasein. Trotzdem bin ich der Meinung, dass Humboldt und Hegel Recht hatten, wenn sie im Latein eine

Art von Schlüssel für den Zugang zu einer höheren Bildung vermuteten. Aber man darf darüber keinen Mythos aufbauen.

Warum ist Latein das Zugangsfach zur höheren Bildung?

Das ist einerseits der Wortschatz, was jedem einleuchtet, denn im Italienischen, im Französischen, überhaupt in den romanischen Sprachen, aber auch im Englischen wirkt ein großer Teil Latein im Wortschatz fort, unmittelbar als Fremdwort, meist aber in dem Sinne, dass die lateinische Bedeutung durchschimmert. Insofern hat das Latein einen hohen Wert, da es das Erlernen von Fremdsprachen erleichtert. Ich habe z. B. Spanisch durchs Zeitungslernen gelernt. Aber das eigentliche Mirakulum des Lateinischen ist seine Syntax. Dem Schüler wird, auch wenn er ein gepflegtes Deutsch spricht oder in Aufsätzen schreibt, oft gar nicht bewusst, dass er Hauptsätze und Gliedsätze verschiedenster Funktion formt. Dieses Durchleuchten des Sprachleibes schafft die lateinische Grammatik. Ganz anders das Englische. Ich habe es zu meiner Schulzeit erst im Wahlfach als vierte Fremdsprache gelernt. Es war mir zuwider, denn ich habe mich ständig gefragt, wann es denn endlich einmal losgehe, wann da eine Tabelle komme, wo man etwas lernen kann. Dazu hatten wir einen sehr fortschrittlichen Lehrer, der wirklich mündlichen Unterricht gemacht hat, so dass man nicht so eigentlich wusste, wie es läuft. Inzwischen schätze ich das Englische sehr, weil ich es für eine geniale Sprache halte, die sich durch die Wortstellung und durch den Wortschatz allein verständlich machen kann. Aber es wird nicht zwingend notwendig, dass man einen Text in dem Sinne durchleuchtet, wie es vom Latein her der Fall ist.

Wie steht es aber mit den Inhalten der Texte, die man liest?

Jetzt kommen wir allmählich ins Gebiet des Glaubens. Wenn man eine Sprache lernt, liest man zwangsläufig Texte. Es ist andererseits so, dass von der lateinischen Literatur vielleicht vier Prozent auf uns gekommen sind. Das ist sicherlich unter einem Qualitätsgesichtspunkt gelaufen, und man kann guten Gewissens sagen, dass die augusteische Periode und als Vorlauf die Zeit Cäsars eine Art Höhepunkt dieser Sprachkultur war. Aber nicht alles ist für die Schule geeignet. Ich möchte das mehr unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit fassen. Wenn man nun schon einmal Texte aus einer Hochsprache liest, wird man sie so auswählen, dass sie erstens nicht so schwierig sind, dass man ein Studium voraussetzen muss, und zweitens auch nicht so langweilig, dass man damit überhaupt nicht ankommt. Das ist der Lehrgesichtspunkt. Der Schülergesichtspunkt ist natürlich wieder anders. Da

kommt es vor allem auf die Vermittlung an. Ich kann Cäsar stinklangweilig, aber auch sehr lebendig machen, kann an ihm ein überzeitliches Problem vorstellen, deutlich machen, was in der Vorvölkerwanderungszweit anstand und wie es sich literarisch aus der Sicht der Römer darstellt. Gleiches gilt bei der Dichtung. Da ist z. Zt. Catull groß im Schwange mit seiner Neigung zum Lasziven, was Augustus bekanntlich veranlasste, Ovid in die Verbannung zu schicken. Bei der Sexualisierung der öffentlichen Unterhaltungen heute hat es für Schüler einen gewissen Anreiz, solche Texte zu lesen. Sie gelten auch nicht mehr als anstößig. Ob es allerdings ein seriöser Weg ist, Latein interessant zu machen, ist eine andere Frage.

Cicero? Livius?

Ich kann Cicero so bringen, dass die Schüler ihn toll finden, ebenso Livius, aber geschichtliche Literatur ist jetzt nicht mehr in Mode, und die langen Perioden machen Livius für Schüler zu einem wirklich anspruchsvollen Autor.

Wie steht es mit der Ausweitung des Lektürekansons auf Augustinus, Mittelalterliches und die Renaissanceliteratur?

Was will man denn da lesen? Ich meine, es ist immer noch das Beste, man liest das Latein aus der Zeit, in der es wirklich in Blüte war, wo es sprachlich etwas dargestellt hat. Augustinus in Ehren, er ist ein großer, aber in erster Linie ein kirchlicher Schriftsteller. Heute haben wir oft Muslime in der Klasse. Was macht man denn da? Man schaut mal rein, mehr geht wohl nicht. Ich muss gestehen, ich selbst habe mich nicht sklavisch an den Lektürekanon gehalten, sondern gelesen, was ich interessant fand.

Das konnte man damals. Kann man das heute noch?

Mit Risiko! Die Gefahr der Beschwerden bei Misserfolg ist viel größer geworden.

Wie würden Sie das Griechische mit Texten, welche die Probleme, die uns noch heute ansprechen, erstmalig grundsätzlich diskutieren, in dieser Hinsicht beurteilen?

Wenn die Geschichte anders gelaufen wäre, würden wir gar kein Latein betreiben, sondern Griechisch. Aber sonderbarerweise hat sich die differenziertere griechische Sprache gegenüber dem robusteren Latein nicht durchsetzen können. Das ist schade. Wenn ich jetzt Griechisch als Schulfach nehme, so ist die vorsokratische Philosophie sicherlich ein Gegenstand, mit dem man am besten in der Originalsprache in Berührung kommt. Wenn man die Texte nur in Übersetzung liest, scheinen sie

ziemlich naiv. Es ist wie bei den Texten der Bibel, die in der Übersetzungen manchmal etwas merkwürdig klingen, wenn man sie in Latein oder Griechisch liest, sich als sprachliche Kunstwerke darstellen. Dies und Plato würde ich nehmen, also Philosophie zuerst.

Keine Dramen, kein Epos?

Da kommen natürlich und auch nur in Ausschnitten vor allem Homers *Odyssee* und Sophokles' *Antigone* in Frage. Mehr kann man im Schulunterricht kaum machen. Die Grundbegriffe der literarischen Gattungen: Epos, Drama, Prosa wären dann erfasst.

Altphilologen verteidigen oder werben für ihr Fach, besonders wenn es um Griechisch geht, mit dem hohen Bildungswert des Faches. Kann man das wirklich so sagen?

Ich glaube, man hat unter der Schülerschaft, die Griechisch nimmt, mitunter auch solche, Leute, die das Fach wählen, um den Lehrer wohlgesonnen zu machen. Von diesen abgesehen ist es jedoch eine ganz andere Population von Schülern als bei den üblichen Sprachen. Diese Schüler wählen Griechisch sehendens Auges, und der Unterricht in so einer Klasse macht wirklich Spaß. Aber, wenn ich das jetzt auf Humboldt beziehe, dann ist vielleicht die Frage zu stellen, ob diese Einführung in die Anfänge der abendländischen Entwicklung von Prosa, Epos, Drama von Humboldt überhaupt so gemeint war. Er hat einen Kern darin gesehen, dass nicht das, was man da liest, das Wesentliche ist, sondern dass man auf sprachliche Grundstrukturen stößt, sie erkennt und verinnerlicht. Das würde ich dem Latein zubilligen. Für das Griechische trifft eher das andere zu, die Befreiung des Geistes mitzuerleben: Sokrates als Zentralfigur.

Die Formung des Geistes durch die Sprache im Lateinischen und durch die Inhalte im Griechischen?

Ja, insofern sehe ich das gegenbildlich.

Was war denn die „Bayer-Matrix“?

Ich habe eine gewisse Neigung zum Buchhalterischen. Mein Vater war Kaufmann. Als ich Seminarlehrer wurde, war ich zugleich für die Fachspezialität zuständig und wollte eine gewisse Einheitlichkeit erzielen. So erstellte ich eine Liste mit der Charakterisierung und Bewertung von Fehlern und der Zuordnung ihrer Summe zu den Noten. Irgendwie hat sie Dr. Hörmann, der Referent für Alte Sprachen im Ministerium, in die Finger gekriegt und in seiner Hauszeitschrift „Anregung“ veröffentlicht. Sie war nie eine Vorschrift. Sie hat sich auch nicht in der von mir gedachten Weise durchgesetzt. Mein Gedanke war nämlich nicht

so sehr, dass man etwa einen läppischen Fehler nicht zweimal anstreicht, sondern ich wollte erreichen, dass man die Fehler mit Kürzeln definiert, so dass der Lehrer sich wirklich Rechenschaft geben muss, um was für einen Fehler es sich seiner Meinung nach handelt, so dass er seine Korrektur rechtfertigen kann. Ich bin davon überzeugt, dass viele Fehler, die im Lateinischen als besonders gravierend betrachtet werden, die sog. Konstruktionsfehler, überhaupt keine Konstruktionsfehler sind, sondern Sinnverfehlungen. Dr. Färber hat als Musterbeispiel immer den Satz angeführt: Napoleon hatte drei Köpfe. Das ist keine falsche Konstruktion, bloß ein Unsinn.

Ich habe vor kurzem den Vergleich einer Abituraufgabe des Jahres 1960 mit 2005 veröffentlicht. Gegen ein stattliches Bakisch ließ sich eine Klasse anheuern, die Abituraufgabe von 1960 zu übersetzen. Es ist interessant ist, was da herausgekommen ist: Das Analysieren der Konstruktionen ist wesentlich besser geworden, aber die Wortschatzbasis (heute benutzt man ja Wörterbücher) und das Erfassen des Sinnes haben nachgelassen. Es ist eine Stärkung der Mitte eingetreten. Die ganz schlechten Übersetzungen fallen nicht mehr so sehr ins Gewicht, aber auch die ganz guten werden seltener.

War die Fehlermatrix also die Mechanisierung eines sehr vernünftigen Gedankens?

Es sollte wenigstens innerhalb einer Schule ausgeschlossen werden, dass verschieden bewertet wird. Ansätze dazu gab es auch schon in Freising. Herr Brandmair hatte eine nicht ganz so detaillierte Matrix herausgegeben, die recht wohltätig war, denn man konnte auch bei relativ vielen Fehlern noch einen Dreier haben.

Wie steht es mit Buchveröffentlichungen?

Nun ja, ich habe über die ganze Zeit viele Bücher geschrieben. Den Bereich des Schulbuchs lasse ich jetzt einmal beiseite. Hauptsächlich war ich im damaligen Heimeram Verlag, dem jetzigen Artemis Verlag, sowohl als Autor als auch als Herausgeber tätig. Da kam man eine ganz schöne Menge zusammen. Ich habe z.B. bei der Herausgabe der 37 Bücher der Naturkunde des älteren Plinius mitgemacht, einer Sache von 25 Jahren. Meine Spezialität sind Ciceros kleinere Werke, z. B. *De fato*, *Topica*, die *Partitiones oratoriae*, und jetzt kommt noch *Timaeus*. Wenn ich noch etwas tue, dann möchte ich mich an die Fragmente Ciceros machen. Ob der Verlag mitmacht, weiß ich nicht, denn es ist ein schlechtes Geschäft. Unter den Griechen habe ich die Ausgabe der Dramen des Sophokles überarbeitet, die Vorsokratiker und Justinus Martyr, einen der frühen christ-

lichen Apologeten, und Platons *Phaidon* ediert. Den Versuch, einer wissenschaftlichen Ausgabe mit Quellenforschung und kritischem Apparat zu Ciceros *De natura deorum* oder *De fato* hat der Verlag wieder fallen lassen. Das ist ein zu teurer Drucksatz. Jetzt ist die Ausgabe wieder für den gebildeten, interessierten Laien gedacht.

Sie haben mir erzählt, dass Sie bei einer Gesellschaft sind, die das Lateinische fördert.

Das ist die Elisabeth-J.-Saal Stiftung. Diese Frau ist keine Altphilologin. Dr. Anton Schopf, ein Rechtsanwalt, der am Gymnasium in Mies das Abitur gemacht hatte und ein glühender Verehrer der Alten Sprache war, hatte Frau Saal, die in Amerika ein Vermögen erworben hatte, dazu bewogen, es in ihrem Testament einer Stiftung zu vermachen. Ich weiß nicht, ob es sich

einmal realisiert, denn die Dame lebt noch; aber sie hat nicht nur das Versprechen gemacht, sondern eine ganz beträchtliche Summe hergegeben, mit der man einen Wettbewerb veranstalten konnte.

Als Ministerpräsident F. J. Strauß erfuhr, dass Baden-Württemberg in Sachen Klassische Philologie spendabel sei, hat er sich nicht lumpen lassen und auch noch etwas drauf gelegt, so dass jedes Jahr ein Wettbewerb stattfinden kann. An die 300 Schüler nehmen in Latein und/oder Griechisch teil. Sie haben eine Klausur zu schreiben, dann müssen die 50 erfolgreichsten Teilnehmer eine Facharbeit verfassen. Die besten 12 unterziehen sich einem Kolloquium. In ihm werden die drei Besten ermittelt und mit einem Platz in der Studienstiftung des deutschen Volkes belohnt. Das Geld ist also nicht schlecht angelegt. Die Stiftung läuft seit 1988.

Wie sind Sie da tätig?

Ich war im Vorstand, bin aber vor fünf Jahren ausgeschieden.

Haben Sie einen Überblick, ob das langfristig etwas bringt?

Ja und nein. Wir verlangen von keinem, dass er Latein und Griechisch studiert. Uns ist es sogar lieber, wenn jemand in andere Berufe geht und dort etwas für uns tut. Wir hätten gerne alle fünf Jahre ein Bändchen mit kurzen Biographien herausgebracht, aber wir haben kaum Rückmeldung bekommen. Für die meisten ist mit der Teilnahme die Sache verständlicherweise abgeschlossen. Anders ist es mit der Spitzengruppe.

Herr Dr. Bayer, der Dom-Spiegel dankt Ihnen für das Gespräch.



LIEBIGHOF

Sonniges Wohnen in Stadtlage

NEU

Freising-City: Schöner Wohnen



- **Innovative Heiztechnik:
Grundwasser-Wärmepumpe
spart bares Geld**
- 1- bis 4-Zimmer-Wohnungen
mit Süd-West-Ausrichtung
- Echtholzparkett in allen Wohn-
räumen

- Personenaufzüge
- Fußbodenheizung
- Sehr große Gartenanteile im EG,
sonnige Balkone und Dachter-
rassen im OG
- Baubeginn erfolgt, Bezug vor-
aussichtlich Frühjahr 2007

Info-Center
Baustelle in Freising, Liebigstraße (Zufahrt über Angerstraße)
Sa. + So. 14 – 17, Mi. 16 – 19 Uhr oder nach Vereinbarung

Hr. Patz: 01 76 - 22 86 75 42

Baywobau 

T. 0 89 / 286 500
www.baywobau.de

Fr. Puscher: 01 71 - 44 48 217

SCHIEDL 

T. 0 87 61 / 76 36 - 21
www.scheidl-bau.de

Impressionen vom Arbeitsplatz Kroatien

Absolvia 1980, Leistungskurse Latein und Englisch. Studium der Rechtswissenschaften in München, Staatsexamina 1987 und 1990, Rechtsanwalt seit 1993. Langjährige Tätigkeit als Justitiar größerer Baukonzerne, Projektleitung in BauProjektentwicklungsgesellschaft, seit Mai 2004 Geschäftsleitung in einer kroatischen Autobahnkonzessionsgesellschaft.



Man sollte sich am Anfang des 21. Jahrhunderts in einer sich immer mehr globalisierenden Weltwirtschaft niemals sicher sein, dass man in naher Zukunft noch der gleichen Profession nachgehen wird, für die man eine jahrelange Ausbildung absolviert und ebenso lange Praxis erworben hat. Als deutscher Rechtsanwalt bin ich der lebende Beweis dafür, nachdem ich ein Angebot angenommen habe, die Leitung einer Publicprivatepartnership, einer Mautautobahnkonzessionsgesellschaft im Nordwesten Kroatiens, die der Republik Kroatien und einem privaten Gesellschafter gehört, als *Representative* des deutschen, privaten Anteilshabers zu übernehmen. Diese Art Projekte, auch BOT-Projekte genannt, boomen zur Zeit weltweit und ermöglichen den entsprechenden Landesverwaltungen, teure Infrastrukturprojekte mit Beteiligung privaten Kapitals und mit Hilfe von Darlehen internationaler Bankenkonsortien unter Schonung der Staatsbudgets zu verwirklichen.



Soviel hierzu. Mein Erfahrungsbericht nach 20 Monaten zurückliegender Projekterfahrung soll sich mit den wirtschaftlichen Gegebenheiten des Landes und dem höchst interessanten, menschlichen Mikroklima im Umfeld der Projektbeteiligten und den Interaktionen mit diesen Personen beschäftigen. Anzumerken ist, dass mein Bericht auf Erfahrungen, die ich notwendigerweise im Raum Zagreb mache, beruht und überhaupt nichts mit den Erfahrungen gemein hat, die man im „Urlandsland Kroatien“ machen kann. Das Land Kroatien lebt wesentlich vom

Tourismus. In diesem Bereich werden 21% des Bruttosozialproduktes erwirtschaftet. Viele produktive Gewerbe sind nach Ende der sozialistischen Ära Anfang der neunziger Jahre nach und nach eingegangen. Heutzutage entfallen lediglich 17% der wirtschaftlichen Tätigkeit auf die verarbeitende Industrie Kroatiens, während der Dienstleistungssektor mit ca. 60% angegeben wird. Die Arbeitslosenquote liegt bei ca. 19%. Das monatliche durchschnittliche Nettoeinkommen eines Kroaten liegt bei ca. 480 Euro.



Tiertransport in der Zagorje

Da mangels landeseigener Produktion der Großteil der Konsumgüter – hauptsächlich aus Italien und Deutschland – eingeführt werden, liegt das Preisniveau der Waren des täglichen Gebrauchs nahezu auf deutschem Niveau, in der Hauptstadt Zagreb sogar bei den meisten Waren darüber, mit Ausnahme von Grundnahrungsmitteln wie Brot, Eiern und Milch, deren Preise staatlich subventioniert werden. Wie machen die Kroaten das bei diesem Einkommen? Die meisten haben einen Schrebergarten und eigene Hühner oder zumindest einen Verwandten auf dem Land, der so ausgestattet ist und die Versorgung sichert. Insbesondere in den Ballungsräumen wie Agram (Zagreb) bestreitet die Bevölkerung sogar Grundbedürfnisse wie Mietzahlungen aus Bankdarlehen. Erkennbar ist obendrein, dass Kroaten deshalb die für sozialistische Gemeinwesen typischen Methoden der Problembewältigung nach wie vor beherrschen. So dominiert wirtschaftlich und mentalitätsbedingt sowohl im täglichen Leben als auch im Geschäftsleben ein Punktesystem (*do ut des*). Für mich als Zögling eines Wohlfahrtsstaates, in dem man alles irgendwie regulär auf Basis existierender vertraglicher Vereinbarungen erwerben oder einfordern kann, verursachte

die Gewöhnung an die damit einhergehenden Umgangsformen und das Bedürfnis, ungewohnte soziale Kompetenzen annehmen zu müssen, einen ordentlichen Kulturschock. Der Aufbau der Kontakte, um die sozial vorgegebene Klaviatur spielen zu können und so auch beruflich die gesteckten Ziele zu verwirklichen, war eine der größten persönlichen Herausforderungen, größer als das Sprachproblem. Nimmt man Hilfe entgegen, so muss man sich genau überlegen, ob man gleichwertige Hilfe – vielleicht morgen oder erst in einigen Jahren – zurückgeben kann. Tut man es bei Bedarf nicht, ist man im System ein Misfit und beschädigt die eigene Effizienz. Insgesamt lehrt mich die bisherige Erfahrung, dass diese Art der Problembewältigung wesentlich zielführender und schneller sein kann als der typisch deutsche Königsweg, Verträge und lange vorvereinbarte Ablaufpläne termintreu zu erfüllen. Mag das Abarbeiten einer Aufgabe durch eine Gruppe von Kroaten für mich, der ich einiges an Kenntnissen der Projektsteuerung vorzuweisen habe, mehr als Chaos denn als Organisation erscheinen, sind die Hrvatski hierbei sehr flexibel und erfolgreich, wenn auch meist in der letzten Sekunde. Dazu mehr weiter unten.

Die kroatische Rechtsordnung



Im Zagreber Büro

Meine Befürchtungen, eine Gemeinschaftsordnung vorzufinden, in der ich mich nicht zurechtfinden würde, erschienen mir zunächst unberechtigt. Bald stellte ich fest, dass die Kroaten in der Phase nach der Gründung Ihrer Republik, deren Unabhängigkeit 1991 und nach deren sukzessiven Anerkennung durch die Völkergemeinschaft im Jahre 1992 (Deutschland war die erste der anerkennenden Nationen) sehr viele Anleihen aus den deutschen und österreichischen Rechtssystemen gemacht haben. So begegneten mir viele alte bekannte Rechtsinstitute, ein verständlicher Verwaltungsaufbau und ein mitteleuropäisch anmutendes Zivilrecht sowie weitere Merkmale einer rechtsstaatlich demokratischen Verfassung wieder

– wenn ich mit Juristen darüber diskutieren konnte. In der Rechtswirklichkeit dagegen herrschen noch vielfältige, altgewohnte Verhaltensweisen:

■ Zur Bereicherung meines Projektes tragen z.B. zwei besonders hartnäckige Herren bei, Autoreifen-Vulkaniseure von Profession, die mit sturer Regelmäßigkeit und mit Schrotflinten ausgerüstet den Bauruppen auf der Autobahntrasse zu verstehen geben, dass der Staat ihnen beim vor einigen Jahren erfolgten Landerwerb durchaus eine etwas höhere Vergütung hätte zu-kommen lassen sollen. Dabei scheint es die Herren wenig zu berühren, dass sie bei diesen Aktionen tapfer Staatsgrund okkupieren und verteidigen, der ihnen früher nicht einmal gehört hat. Die zur Behebung der Situation herbeigerufene örtliche Polizei zeichnet sich meistens durch eine Reaktionszeit von zwei bis drei Stunden aus, was in punkto Baustellenstillstandskosten diesseits einige Magenkrämpfe verursacht. Auch die örtlichen Polizeiautos haben wohl öfter einen Platten.

■ Frage an den bereits erheblich angegrauten Hauptplaner der Autobahn, der einer Gesellschaft angehört, die aus dem ehemaligen staatlichen Planungsbüro der Republik Jugoslawien hervorgegangen ist:

„Warum ändern Sie Ihre Ausführungsplanung im Vergleich zu Ihrer eigenen Hauptplanung so ab, dass die Bauarbeiten um gut 1 Mio. teurer werden?“

„Das muss so sein.“

„Wo steht das? Gibt es für die nunmehr geänderte Maßnahme eine gesetzliche Grundlage, eine Verordnung, bestimmte Normen oder andere zu beachtende Standards?“

„Das steht nirgendwo. Aber als Hauptplaner sage ich: Das Gesetz bin ich!“

■ Der 70-jährige Bürgermeister einer der Autobahn anrainenden Gemeinde beschwert sich, dass die Autobahnausfahrt den Namen einer anderen als seiner Gemeinde trägt, noch dazu einer Gemeinde, die seiner spinnefeind ist. Er schreibt, dass er dazu auffordere, dies innerhalb von drei Tagen zu ändern, ansonsten werde er gegen die Konzession mit aller rechtlichen Härte vorgehen. Auf den Hinweis, dass es eine für alle Stellen verbindliche Rechtsverordnung der Regierung gäbe, die den Namen der Ausfahrt festschreibe, antwortet der Bürgermeister, dass somit mit Blockaden des Verkehrs durch die Traktoren der örtlichen Bauern und durch die LKWs des örtlichen Gewerbes nach drei Tagen unausweichlich zu rechnen sei. Tatsächlich kam es zu Protesten. Der zuständige Minister löste das Problem kroatisch, indem er festlegte, dass zwar nicht der Name der Ausfahrt geändert werde, aber der Name eines der Ausfahrt naheliegenden Maut-

gebäudes. Allerdings trägt dieses Gebäude auf des Ministers Geheiß hin nunmehr trotzdem nicht den Namen der besagten Gemeinde, sondern eines kleinen Ortsteils derselben. *Too much ado ...*, ganz abgesehen davon, dass inzwischen die Bürgermeister dreier weiterer Gemeinden ähnliches fordern. Ich bin bereits am Überlegen, ob wir nicht auf diese Marktlücke reagieren und die Namensgebung für unsere einzelnen Mautnerhäuschen anbieten und meistbietend versteigern sollten.



Mautstation, hier nährt sich der Mann

■ Gespräch mit einem Beamten über ein Thema, das politisch ein heißes Eisen ist und zum siebzehnten Mal ungelöst auf der Tagesordnung steht:

„Die Baugenehmigung für einen Streckenabschnitt ist seit zwei Monaten überfällig. Sie wissen, die Republik hätte diese innerhalb der mit ihr vertraglich vereinbarten Termine erteilen sollen.“

„Das macht doch nichts. Bauen Sie doch einfach weiter.“

„Sollte man dazu nicht vorher eine Baugenehmigung haben, wegen möglicher Bürgereinwände, Behördenanhörungen usw.?“

„Wir haben schon öfter Straßen gebaut und die Baugenehmigung nachher erhalten.“

Nach derartigen Auskünften steht dem Verfasser dieser Zeilen wohl immer das Unverständnis nachhaltig ins Gesicht geschrieben, was dann in aller Regelmäßigkeit die kroatische Generalentschuldigung nach sich zieht:

„We know this is not o.k. But you know: Croatia is a transition country. Things are not so easy.“

Oben erwähnte Verhaltensweisen dürften nach meiner Einschätzung nach und nach aussterben, da gerade jüngere Kroaten ihre beruflichen Angelegenheiten korrekt und präzise erledigen. Da bleibt viel Hoffnung, dass Obiges auf dem Weg des Landes in die Europäische Union wirklich „vorübergehen“ wird und die Linien selbsternannter Sonnenkönige enden werden. Die große Hürde mit dem General, dessen Spitzname „Toni Cash“ ist, haben die Kroaten ja schon genommen (der Familienname des Generals Ante Gotovina bedeutet wörtlich

„Bargeld“).

Es bleibt noch anzumerken, dass der vorerwähnte Streckenabschnitt legal weitergebaut werden kann, allerdings erst, nachdem eine Intervention des mit einem deutschen Studienabschluss aufwartenden Premierministers die Durchführung der erforderlichen Formalien bewirkte. Wenn es denn nicht mehr anders geht, kriegen Kroaten jedes erforderliche Ergebnis blitzsauber zustande, allerdings meist in der letzten Sekunde und unter Aufopferung einiger Nerven anderer Projektbeteiligter. Weise ist es in jedem Fall, sich auf mehr oder minder nachhaltige Anstöße zu beschränken und aufzuzeigen, dass ein Problem nunmehr endlich gelöst werden müsse und dass dafür vielleicht noch einige wenige Tage zur Verfügung stünden, wo man eigentlich Monate bräuchte. Die Kunst ist, den Kroaten diesen Zeitpunkt der letztmöglichen Aktion plausibel zu machen. Das Problem selbst kennen sie ja schon länger. Die eigentlichen, notwendigen Aktionen sind für einen Ausländer ohnehin nicht machbar. Man würde sich heillos in dem System politischer Abhängigkeiten wegen fehlender persönlicher Beziehungen und fehlender Transparenz der Abhängigkeiten vollständig verlaufen. Ich glaube, dass Kroaten überdurchschnittlich begabte Schachspieler sein müssen. Um verzwickte Situationen, die einem Mitteleuropäer als ausweglose Sackgasse erscheinen, in der hier praktizierten Lastminute-Mentalität mit einer entscheidenden Rochade doch noch wenden zu können, muss man seine Läufer und Springer vorher doch ganz gut im Spiel (weg)platziert haben.



Altstadt von Zagreb mit Kathedrale

Dies erklärt auch, warum das gesamte gehobene Wirtschaftsleben ausschließlich in Zagreb stattfindet und auch notwendigerweise stattfinden muss. Von 4,2 Mio. Einwohnern leben ca. 1,2 Mio. in Agram (weitere 4 Mio. Kroaten gibt es vor allem in den USA, Australien und ein paar in Deutschland) und arbeiten vor allem dort. Mit Ausnahme der saisonal abhängigen Arbeitsplätze in den Tourismusregionen am Meer und um einige Nationalparks (der bekannteste liegt an den Plitwitzer Seen) und trotz größerer Orte wie Osijek, Rijeka, Split sammeln sich fast alle maßgeblichen Verwaltungen, großen Firmen und Arbeitgeber in der Hauptstadt. Das Geschäfts-

leben wird von einigen vielleicht 3.000 Bewohnern Zagrebs gesteuert, die sich alle nur in einer sehr beschränkten Anzahl bestimmter Wohngegenden, Geschäfte, Restaurants und gesellschaftlicher Ereignisse bewegen. Jeder kennt in diesen Kreisen jeden. Der Informationsfluss in der Landeshauptstadt ist der schnellste, den ich je gesehen habe.

Typische Gasse in der Zagreber Altstadt

Darum sucht anscheinend jeder Kroat, der weiterkommen will, die Nähe zur Hauptstadt. Die Folge ist ein Verkehrschaos ohnegleichen, hohe Mietpreise, und alle anderen Auswüchse einer Metropole, wobei Zagreb im Vergleich zu anderen europäischen Großstädten sehr sicher ist.



Alt-Agram liegt sehr beschaulich am Südhang eines bewaldeten, im Winter schneereichen Gebirgszuges, den die Einheimischen Slijeme (richtig: Naturpark Medvednica) nennen. Diese topographische Barriere im Norden ist auch der Grund für die ungünstigen Verkehrsverhältnisse in der Stadt. Zagreb ist im Wesentlichen durch zwei Hauptverkehrsadern erschlossen, die beide in West-Ost-Richtung verlaufen und über die sich der ganze Verkehr aus dem Norden quält. Im Süden in der Ebene des Flusses Save ist die Stadt von einer Ringautobahn eingeschlossen, die allerdings nur wenig Abhilfe schafft. Der Kern der Metropole mutet sehr österreichisch an, insbesondere die Bausubstanz hat sehr viel k.u.k.-Flair. Die Stadt ist sehr sauber, was insbesondere auch für den Bereich um den Hauptbahnhof gilt, der neben dem zentralen Ban-Jelai-Platz und der Gegend um die Kathedrale die schönsten historischen Baudenkmäler aufweist. Ungarische-kroatische Gemeinsamkeiten habe ich in Zagreb mit Ausnahme einiger sprachlicher Parallelen (z.B. ulica = ulica = Gasse, Straße, Kralj = Kiralj = König, trg = ter = Platz) weniger feststellen könne (wobei sprachliche Anleihen nicht nur aus dem Ungarischen ins Kroatische, sondern auch umgekehrt gemacht wurden, z.B. entstammt ulica der slawischen Sprachfamilie). Magyarische Einflüsse sind wohl mehr auf die nordkroatischen Gegenden um Osijek beschränkt.

Kathedrale von Zagreb

Das kroatische Ausbildungsniveau

Das Ausbildungsniveau, das im kaufmännisch-wirtschaftlichen Bereich vorherrscht, ist hervorzuheben. Die meisten jungen Menschen, die sich zum Karrierestart um eine Anstellung als Bürokräft bemühen müssen, sind dafür überqualifiziert und können eine sehr profunde Ausbildung an einer Wirtschaftsfakultät nachweisen.

In der Praxis äußert sich das darin, dass sie nicht nur die Fähigkeiten eines Industri- oder Bürokaufmanns vorweisen können, was bei Personen, die als Sekretärin oder Sekretär arbeiten, teilweise bis zu bilanzfestem Wissen geht.

Angesichts der hohen Arbeitslosigkeit scheinen die jungen Kroaten auf extrem hohe persönliche Qualifikation zu setzen. Dies gilt insbesondere auch für die Sprachkenntnisse der Kroaten. Da ältere Personen oft im Ei-

genstudium sich passable Englischkenntnisse erworben haben und einige vor allem in Nord- und Westkroatien von ihren Altvorderen noch mit deutscher Sprache erzogen wurden, ist die Kommunikation mit Kroaten im Beruf normalerweise leicht machbar. Es zeigt sich allerdings ein erhebliches Gefälle bei diesen Fähigkeiten zwischen der sprachlich flexiblen Bevölkerung der Hauptstadt sowie der Küste und den eher auf die Heimatsprache beschränkten Bewohnern außerhalb dieser Regionen. Erstaunlich sind die Englisch-Fähigkeiten der jungen Kroaten. Ich möchte sagen, sie sind dem durchschnittlichen deutschen Schüler in punkto Vokabular, Idiomatik und Sprachtraining meilenweit voraus, obwohl sie diesen Sprachunterricht in den Schulen nur drei Jahre lang genießen. Grund hierfür ist wohl, dass englischsprachige Filme im kroatischen TV und in den Lichtspielhäusern nicht synchronisiert, sondern in Originalsprache mit kroatischen Untertiteln gezeigt werden. Außerdem sehen sich kroatische Geschäftsleute unter Druck gesetzt, Fremdsprachen zu lernen, da ausländische Geschäftspartner die Sprache eines Volkes von 4,2 Millionen Einwohnern kaum erlernen werden, um hier kommunizieren zu können. Es ist sogar festzustellen, dass die meisten, direkt in Kroatien arbeitenden Ausländer es nicht einmal für Wert befinden, auch nur den Versuch zu machen, die Landessprache wegen eines vielleicht zwei- bis dreijährigen Aufenthalts zu lernen. Diese Haltung vermag ich

nicht gutzuheißen, da es schon die Höflichkeit unserer Gastgeber gegenüber gebietet, zumindest den Versuch zu machen. Die Kroaten sind sich sehr wohl bewusst, wie schwer ihre Sprache ist, deshalb goutieren sie bereits jedes kleine Interesse eines Ausländers, an ihrer Sprache und somit an ihrer Kultur teilzunehmen.

Die kroatische Sprache

Sie ist dem Vernehmen nach wie die deutsche eine indoeuropäische Sprache. Allerdings kann fast nichts unterschiedlicher sein als diese beiden Idiome. Im ersten Überschwang könnte man meinen, man kommt wie im kroatischen Geschäftsleben allein mit Englisch durch, da dies hier ja fast jeder gut kann. Weit gefehlt! Beim ersten Landausflug außerhalb Agrams war es aus. Ich konnte mich nicht einmal vernünftig nach dem Weg erkundigen, nachdem ich mich



mangels einer der deutschen vergleichbaren Beschilderungsdichte hoffnungslos in der Gegend von Kumrovec (Geburtsort von Josip Bros, genannt Tito) nahe der slowenischen Grenze verfranst hatte. Das ist halt auch keine Touristenregion, wo man Deutsch spricht. Gleiches zeigt sich, wenn man vom Olymp des Geschäftslebens herabsteigen und den täglichen allgemeinen Geschäften im Umkreis seiner privaten Bleibe nachgehen muss. Da sprechen auf einmal die Verkäuferin im Lebensmitteladen, der benachbarte Weinbauer, die Postbedienstete am Schalter, der freundliche (ich denke er war freundlich) Herr vom E-Werk oder die Polizeibeamtin, die für die Aufenthaltserlaubnisse zuständig ist, kein Wort Deutsch, Englisch oder sonst etwas außer Kroatisch. Der Bäuerin könnte man ja noch mit den Händen bedeuten, dass man den Weg nach Zagreb zurück suche. Die in Mundart der Zagorje gegebenen Erklärungen der Polizistin verstehen zu wollen, dass man vor der Aufenthalts- die Arbeitserlaubnis brauche, führt dann spätestens zur Odyssee durch die Behörden, mal abgesehen davon, dass jedem Ausländer für den Erwerb der oben genannten Papiere nach Gutdünken unterschiedliche Nachweise abgefordert werden und alles fünfmal beglaubigt, amtlich übersetzt und überbeglaubigt und von diversen Stellen übers Kreuz gegenbestätigt werden muss. Bei manchen Papieren fehlt mir lediglich noch die Unterschrift Joseph Ratzingers. Der örtlichen Polizeidienststelle meines 20 km von Zagreb gelegenen kroatischen Wohnortes - immer demselben Beamten - habe ich innerhalb der letzten eineinhalb Jahre dreimal durch Vorlage einer höchstens 14 Tage alten ins Kroatische beglaubigt übersetzten internationalen Geburtsurkunde nachweisen müssen, dass ich immer noch in Freising geboren bin. Jedenfalls nahm ich meine Erfahrungen zum Anlass, Einzelunterricht in der kroatischen Sprache zu nehmen.

Desöfteren gibt der frühere österreichische Einfluss auf die Landessprache Anlass zu heiteren Szenen:

Ein Gewerbetreibender versuchte bei meinem 66-jährigen kroatischen Geschäftsführer-Kollegen und mir für den Transport seiner diversen Geräte wie z.B. seiner „tokarilica“, freie Fahrt auf der Autobahn zu erschnorren.

Ich: „Tokarilica? Was ist denn das?“

Der Kollege stutzt ein bis zwei Mal, setzt plötzlich sein unnachahmliches Grinsen auf und antwortet entgegen üblicher Praxis nicht auf Englisch, sondern in fließendem Deutsch: „Das bedeutet ‚Drehbank‘“.

Ich: „Kompliment. Ich wüsste nicht, wie man den Begriff ins Englische übersetzt, Sie wissen das sogar auf Deutsch.“

Kollege (nunmehr mit nahezu gesundheitsgefährdendem Rundumgrinsen): „Ach wissen Sie, ‚drehbank‘ ist ein im Kroatischen gebräuchlicher Begriff für ‚Drehbank‘“.

Während drebank, frištik (Frühstück), gablec (Jause, von Gabel), šrafčiger (Schraubenzieher), šrafštok (Schraubstock), šlamper (Schlamper) einen nachhaltigen Eindruck der österreichischen Handwerkskultur auf kroatische Lehrlinge der k.u.k-Zeit zeigen, der offensichtlich bis heute tradiert ist, macht die Sprache doch etwas mehr Mühe, als vorstehende Beispiele vermuten lassen.

Die kroatische Sprache zeigt eine extreme Wortverengung, so dass es schwierig ist, für manche Begriffe trotz eines bereits verbreiterten persönlichen Wortschatzes auch nur in 20% der täglichen Anwendungssituationen die richtige Wortvariante parat zu haben. Die Sprache hat sieben Casus, wobei mir hier mein Großes Latinum äußerst hilfreich ist. Neben den Vieren gibt es noch den Vokativ.

Zwei weitere Fälle, Lokativ und Instrumentalis, ähneln Funktionen des lateinischen Ablativs, wobei sie unterschiedliche Endungen aufweisen. Die Wortendungen der Fälle differieren bei der Deklination von Substantiven und Adjektiven und sind wiederum anders bei adjektivisch gebrauchten Zahlwörtern. So hat man bei Substantiven, die mit Adjektiven oder Zahlwörtern stehen, trotz gleichem Fall und gleichem Genus in der Regel unterschiedliche Endungen, was das schnelle Verstehen nicht gerade fördert. Außerdem gibt es für die Substantive keine Artikel, so dass man sich das Geschlecht eines jeden Wortes angesichts mannigfaltiger Ausnahmen von den Grundregeln individuell einprägen muss. Eine feste, einfache Satzstellungsregel, wie z.B. S-P-O, gibt es ebenfalls nicht. Nach 20 Monaten Aufenthalt im Land und halbjährigem Einzelsprachtraining muss ich mich in den Ohren eines Kroaten immer noch anhören wie der berühmte Espresso-Italiener aus der Fernsehwerbung für einen Deutschen („Ische abe gar keine Auto“). Ich komme mit einer Mixtur aus englischen und kroatischen Sätzen nunmehr einigermaßen über die Runden, wobei das Englische überwiegt. Gott sei Dank sind die Kroaten sehr höflich und übergehen in ihrer Muttersprache begangene Entgleisungen zunächst, allerdings nicht ohne ein oder zwei Sätze später die falsche Redewendung irgendwie im Gesprächskontext scheinbar ungezwungen wieder aufzugreifen und richtig auszudrücken. Das erleichtert das Lernen ungemein und zeugt von Toleranz Fremden gegenüber.

Kroatisches Savoir-Vivre

Der kroatische Lebensstil ist als typisch mediterran einzustufen. Die stärkste Eigenschaft der Kroaten ist, dass sie ein Gen haben müssen, das den Mitteleuropäern abhanden gekommen ist.



Hafen von Dubrovnik

Während wir das Einhalten der Balance zwischen den verschiedenen Lebensbereichen mit dem Ziel des Stressabbauens erst wieder von diversen, vielgelesenen Verhaltenstrainern lernen müssen, beherrschen die Kroaten die Grundsätze der Lifeleadership ganz von selbst. Morgens beginnt der typische Büro-Kroate seine tägliche Dienstzeit gerne schon um 7 Uhr, ist allerdings nicht erreichbar, da er die erste Stunde mit der Lektüre diverser Tageszeitungen verbringt. Ja, ja, der frühe Vogel pickt den Wurm.



Adria bei Dubrovnik

Die tägliche Regelarbeitszeit ist gesetzlich auf acht Stunden beschränkt, wobei darin noch eine Mittagspause von mindestens einer halben Stunde enthalten sein soll. Bei größeren Betrieben, Versicherungen, Banken und in Behörden ist ab nachmittags drei Uhr kein Mensch außer dem Pförtner erreichbar. Dazwischen wird das Leben auch etwas lockerer gestaltet, als wir das kennen. So ist es nicht sonderlich üblich, über Besprechungen Protokolle zu fertigen. Für vereinbarte Besprechungen gilt nicht das akademische Viertel, sondern die kroatische halbe Stunde, ohne dass dies zu allzu großer Verstimmung zufällig früher erscheinender Gesprächsteilnehmer führt. Viele Besprechungen enden in einem ausgiebigen Mittagessen, das bis nachmittags um drei ausgedehnt wird. Bearbeitungstermine werden ab und zu eingehalten. Kroaten betreiben selten Aktenstudium. Die Informationsbeschaffung geschieht hauptsächlich verbal. Darum besteht ein Großteil des Arbeitstages aus gegenseitigen Besuchen oder Einladungen zu diversen Geburtstagsfeiern von Geschäftspartnern oder anderen Firmenfeiern. Aber im Großen und Ganzen funktio-

niert das Wirtschaftsleben trotzdem, und man kann wirklich feststellen und sieht es den Leuten an, dass sie gerne in die Arbeit gehen. Eines habe ich mir vorgenommen: Ich möchte unbedingt herausfinden, wann und wie sie eigentlich die richtige Knochenarbeit am Schreibtisch machen und wie man kollektiv einen derartig guten Riecher für das Wichtige und das Unwichtige entwickeln kann. Möglicherweise stimmt ja der Ansatz, dass die Leistungsfähigkeit umso mehr ansteigt, je mehr man den anderen Lebensbereichen wie Freizeit, Familie bewusst Beachtung schenkt. Großer Pluspunkt für meine Gastgeber.

Der kroatische Nationalstolz

Ein Kroatie stellt häufig im Gespräch mit Fremden klar, dass er ein Kroatie ist und kein Serbe, Mazedonier oder Slowene. Das wirkt irgendwie immer überraschend, da man als vorsichtiger Ausländer im Gespräch normalerweise nicht unbedingt Anlass für derartige Abgrenzungen gibt. Auffällig ist dagegen, dass trotz der gegenseitig begangenen Kriegsgreuel Kroaten und Serben sehr friedlich auf kroatischem Boden koexistieren.

Kroatische Staatsflagge

Ich habe noch nie gegenseitige Beschimpfungen oder abfällige Bemerkungen über den anderen Volkstamm miterlebt, wie ich sie zu Zeiten des Balkankrieges zwischen in Deutschland lebenden Kroaten und Serben wahrnehmen musste. Ich gewinne immer mehr den Eindruck, dass die Kroaten sich im Grunde gar nicht wirklich abgrenzen wollen. Irgendwie haben sie immer den Schutz von Gemeinschaften gesucht, soweit diese ihnen die Möglichkeit gelassen haben, ihre nationale Identität zu wahren. Das beste Beispiel scheint die Loslösung vom Königreich



Ungarn 1849 zu sein, die kriegerisch mit Unterstützung Österreichs erfochten wurde, jedoch 19 Jahre später auf dem Wege des Ungarisch-kroatischen Ausgleichs mit einem nicht ganz unfreiwillig erfolgten Wiederanschluss des Landes an Ungarn endete. Der eigentlich errungene Vorteil war, dass die Kroaten danach gewisse Selbstverwaltungsrechte genießen durften. Aus der k.u.k. Monarchie ging es 1918 dann direkt in die nächste Abhängigkeit im Kronland Jugoslawien. 1991 haben sich die Kroaten für unabhängig von Südslawien erklärt und dies sogar kriegerisch gegen die Serben durchsetzen müssen. Jetzt ist dieser Krieg gerade 10 Jahre vergangen, und nun drängt dieses Land mit aller Gewalt in den Moloch EU. In Gesprächen hierüber konnte ich feststellen, dass viele Kroaten nicht wahrhaben wollen, dass dieses Bündnis neben einiger wirtschaftlicher Vorteile auch jede Menge unangenehmer Verpflichtungen mit sich bringt. Die meisten Kroaten werden wohl sehr verwundert sein, wenn sie in vielleicht nicht so ferner Zukunft feststellen müssen, dass die Brüsseler Regelungswut nicht besonders viel Rücksicht nimmt auf spezielle nationale Eigenheiten und vielmehr meist zu einer öden Gleichmacherei von an sich ungleichen Verhältnissen führt. Das ist, so scheint es mir, der kroatischen Mentalität nur schwer hinnehmbar zu sein. Jedenfalls ist der Wunsch des Anschlusses an die EU so groß, dass es lediglich weniger Wochen bedurfte, um die Bedingung der EU zur Wiederaufnahme der Beitrittsverhandlungen zu erfüllen und Ante Gotovina ganz plötzlich in Spanien ausfindig zu machen. Hierzu muss man wissen, dass der General Gotovina ob seiner «Kriegsverdienste» gegen die Serben in der Meinung der Hälfte der Kroaten ein Volksheld ist.

Die Kroaten sind sehr stolz auf ihre Errungenschaften und ihre VIPs. So höre ich regelmäßig die Geschichte der Krawatte, dieses unerlässlichen männlichen Symbols, die ein frankophones Relikt der Croata darstellt. Die Croata war das Uniform-Halstuch der unter den französischen Königen dienenden kroatischen Söldner. Manchmal kommt jemand auf die Idee mich zu befragen, ob ich weiß, wer Nikola Tesla war, der kroatisch-stämmige Edison. Besonderen Stolz bereiten den Kroaten die großen sportlichen Erfolge ihrer Landsleute in den letzten Jahren, wobei ich zugeben muss, dass es schon erstaunlich ist, wie ein Volk von 4,2 Mio. statistisch ein derartiges Potential an Spitzensportlern haben kann, um eine zweifache Olympiasiegerin in Skidisziplinen (Janica Kostelic), einen Silbermedaillengewinner (ihren Bruder Ivica Kostelic), einen Tennis-Davis Cup-Sieg und einen Handball-Weltmeistertitel (im Endspiel Deutschland geschlagen) vorweisen zu können.

Man sieht wohl daraus, dass die Kroaten weiterkommen wollen und dabei gerade die Jugend einen erheblichen Drang nach Bestleistungen entwickelt.

Ich glaube, dass Kroatien alle Ansätze mitbringt, um in der Europäischen Union bestehen zu können, jedoch scheint ein Beitritt innerhalb der nächsten Jahre sicher zu früh. Um in einem derartigen Bündnis ein verlässlicher Partner zu sein, bedarf es noch einiger Entwicklungen und Entwöhnungsprozesse. Das Potential hierfür ist vorhanden, insbesondere sind sich die Kroaten offensichtlich ihrer Defizite in punkto Verlässlichkeit und Berechenbarkeit ihres Systems bewusst. Die beginnende Ausrichtung der Jugend auf die Anforderungen einer Leistungsgesellschaft ist deutlich erkennbar. Jedenfalls eines ist sicher: Kroatien wird eine interessante Bereicherung in der EU darstellen und eine Menge neuer, bunter Farbkleckse setzen.



blubbfish image & art

Peter Wöhr · Kunigundenstraße 13
80802 München-Schwabing
Telefon 0 89 / 33 03-50-50 53 51
Telefax 0 89 / 21 01 04 50
www.blubbfish.de · info@blubbfish.de

Gesagt

Erfolgreiche Durchführung marketingstrategischer Entscheidungen.

Gedacht

Einfallsreichtum, Kompetenz und Einfühlungsvermögen – professionelle Strategien für überzeugende Lösungen.

Gemacht

Analysieren, planen, kontrollieren, konzipieren, texten, gestalten, diskutieren, kritisieren und produzieren.

Mit Musik um die Welt

Abiturjahrgang 1981

Abi-Zeitung „Dom-Absolvia 1981“

„Er ist eines der größten Musikertalente der Kollegstufe. Seine musikalischen Kenntnisse reichen von der Geige bis zum Schlagzeug. Um dies zu beweisen, war er ständig bemüht, möglichst viele seiner Kollegiaten für die Konzerte seiner Echinger Jugendkapelle zu interessieren, womit er aber nur wenig Erfolg hatte!“

So war es vor exakt 25 Jahren in meiner Personenbeschreibung zu lesen und lässt ein wenig erkennen, dass es bei weitem nicht „cool“ war, sich in seiner Freizeit statt mit Sport mit Musik (insbesondere Volksmusik!) zu befassen. Dabei war ich nicht unsportlich, aber es gab es für mich andere Freizeitbeschäftigungen, die mir mehr Spaß bereiteten. Na ja, der wahre Hintergrund für mein Engagement bei der Echinger Jugendkapelle waren damals sicherlich auch die zahlreichen Vereinsaktivitäten mit Gleichaltrigen, die eine willkommene Abwechslung zu dem damals sehr spärlichen Angebot an Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche im Freisinger Landkreis darstellten. Da waren doch die Gestaltung eines Jugendgottesdienstes in München, ein Vereinsausflug in den Schwarzwald oder ein Konzert im ausverkauften Echinger Bürgersaal schon echte Highlights!

Musikausbildung

Mittlerweile ist meine Tochter Julia in der 8. Klasse am „Dom“, und ich staune immer wieder beim Besuch von heutigen Veranstaltungen des Dom-Gymnasiums über das breite Spektrum und die hohe Qualität der hauseigenen Musikdarbietungen. Und das an einem humanistischen Gymnasium! Wirklich ein großes Lob und Dankeschön an das Engagement der verantwortlichen Lehrkräfte und an die Schulleitung, die so etwas ermöglicht!

Als ich 1972 in die fünfte Klasse am Dom-Gymnasium kam und ein Schulinstrument spielen wollte, wurden ausschließlich Kurse für klassische Saiteninstrumente angeboten. So kam ich in den Genuss einer Ausbildung an der Violine, die ich – ich nehme an zur Freude meiner Lehrerin Frau Kuhn, meiner Eltern und des Instrumentes – bereits nach zwei Jahren wieder beendete. Statt der von mir erwarteten Karriere als lässiger Countrymusiker oder rockiger Geigensolist quälte ich mich stundenlang mit klassischen Etüden von Šev ik. Und dazu immer das Krächzen dieses Instruments! Ich war heilfroh, als ich 1975 in die neu gegründete Echinger Jugendkapelle

entreten konnte. Nachdem ich zunächst Schlagzeugunterricht genommen hatte, stieg ich auf Trompete um. Davon bekam allerdings auch Herr Ruhland – unser Musiklehrer – Wind: Von diesem Zeitpunkt an rekrutierte er mich als „Solotrompeter“ zu allen möglichen musikalischen Einsätzen zusammen mit dem Schulorchester. Mit leichtem Schaudern denke ich heute noch an „Klassische Solostücke für Trompete und Streichorchester“, die mich als Trompetenanfänger total überforderten. Auch der wohlgemeinte Rat meines Onkels (seines Zeichens Landwirt, Musiker und Hochzeitslader), zur Vermeidung von Lampenfieber doch vor dem Konzert ein Halbe Bier zu trinken, führte wegen der danach einsetzenden Wirkung des Alkohols nicht zum gewünschten Erfolg – so oder so versagte die/der Trompete/r kläglich!

Besser entwickelte sich das Ganze, als weitere Schüler mit Blasinstrumenten dazukamen: Sebastian Meir (Trompete), Tobias Huber (Tenorhorn) und Barbara Wohn (Posaune). Das Dom-Gymnasium hatte jetzt sein erstes Bläserquartett, das zu gegebener Zeit bei Schulveranstaltungen oder z. B. in der Vorweihnachtszeit im Freisinger Krankenhaus aufspielen konnte. Unvergessen sind dabei unsere „Ländler-Variationen“ im Aufzug des KKH Freising, die sowohl vom Thema als auch in der Lautstärke so gar nicht weihnachtlich anmuteten – was uns auch der Leiter des Krankenhauses bestätigte!

Neben dem theoretischen und praktischen Unterricht bei der Jugendmusik bekam ich noch eine weiterführende Ausbildung an der Trompete zusammen mit Robert Hilz aus Eching (derzeit 1. Solotrompeter am Staatstheater am Gärtnerplatz) bei Herrn Walther Maier aus Lohhof, damals ebenfalls führender Trompeter am Staatstheater in München.

Nach dem Abitur und dem darauf folgenden Grundwehrdienst pausierten meine musikalischen Aktivitäten ein wenig, wobei der Wunsch nach einer eigenen Musikgruppe immer stärker wurde. Im März 1983 gründete ich dann zusammen mit Musikerfreunden aus dem Freisinger Landkreis die Kapelle „Bayern-Top“. Unser Erfolgsrezept war, dass junge Musiker im Alter von 15 bis 25 Jahren eine schwingvolle Mischung aus traditioneller und moderner Musik darboten, was zu dieser Zeit noch sehr ungewöhnlich war und beim Publikum bestens ankam. Die Band wurde von Beginn an im Münchner „Hofbräuhaus am Platzl“ regelmäßig für Auftritte am Wochenende engagiert, und so hatte ich dort über 10 Jahre lang die

Möglichkeit, musikalische Erfahrungen zu sammeln und viele Kontakte zu anderen Künstlern und wichtigen Veranstaltern zu knüpfen.

Im Laufe der Zeit veränderte sich nicht nur das Repertoire, sondern auch die Zusammensetzung der Band. Kaum ein Veranstalter bucht heute noch größere Besetzungen. Während 1985 bei „Bayern-Top“ noch 12 Musiker für gewaltigen Big-Band-Sound sorgten, sind es 2005 bei „Blech-AS“ noch 4 professionelle Musiker, die mit eigens für diese Besetzung arrangiertem Notenmaterial dem Publikum einen musikalischen Blumenstrauß querbeet durch alle Stilrichtungen von Klassik bis Marschmusik und von Dixie bis Evergreen darbieten können.

Mit Musik um die Welt

Neben der Musik ist das Reisen eine meiner großen Leidenschaften. Diese mit der musikalischen zu verbinden, ist für mich (und genauso für meine Musiker) Herausforderung und Bestätigung zugleich. Zum Teil mehrfache Konzertreisen in die USA, nach Vietnam, die Mongolei, Bahrain, Dubai, Spanien, Italien, Frankreich, Griechenland, Schweden, Finnland, Bulgarien, Slowenien, Kroatien, Luxemburg, Russland, Korea und China waren Höhepunkte in den vergangenen Jahren.



Athen 2004

Luxusherbergen im arabischen Raum leisten sich gerne mal eine bayerische Showkapelle, um ein richtiges Oktoberfest zu feiern. Es ist immer wieder erstaunlich, welcher logistischer und finanzieller Aufwand von den Veranstaltern betrieben wird, um alles möglichst originalgetreu zu gestalten. Das Ritz-Carlton Hotel in Manama bot seinen Gästen zum Oktoberfest ein hervorra-

gendes kaltes und warmes Buffet mit dem gesamten Spektrum deutscher Küche an. Nicht umsonst gehört dieses Hotel zu den besten der Welt. Ungewöhnlich nur die Erinnerungsfotos: Statt Kastanienbäumen sind Palmen und statt Brauereipferden sind Dromedare im Hintergrund zu sehen. Anstrengend an diesen Auftritten ist vor allem die Hitze, die an einen Backofen erinnert und schon einen Fototermin im Freien zur Tortur werden lässt. Ein Ausflug mit dem Landrover, Shopping im Goldsouk oder die Nutzung der feudalen Poolanlagen sind da schon weitaus angenehmer.

Die Amerikaner stehen traditionell auf bayerische Blasmusik. Speziell die deutschstämmigen Gegenden in den USA buchen gerne deutsche Bands, und natürlich waren wir schon des öfteren „drüben“, unter anderem zur alpinen Ski-Weltmeisterschaft 1999 in Vail/Colorado. Zu diesem Event hatte uns Prinz Luitpold von Bayern, der Besitzer der „König Ludwig Brauerei“, eingeladen.

Ein tolles Erlebnis – vor allem für die Skifahrer unter den Musikern – weil wir neben der Bekanntschaft mit den deutschen Sportlern auch noch zwei Wochen Gelegenheit hatten, dieses fantastische Skigebiet zu erkunden.



Bayern Roadshow Russland 2004

Im Zuge der politischen und wirtschaftlichen Öffnung des Ostens, führten uns unsere Reisen als „Botschafter Bayerns“ in den letzten Jahren auch immer häufiger nach Russland und Asien. Moskau, Irkutsk, Ulan Bator, Guangzhou, Seoul und Hanoi waren dabei noch die bekanntesten Ziele. Wenn man als Musiker fremde Länder bereisen darf, lernt man diese auf eine ganz andere Art und Weise wie als Tourist kennen. Man hat sofort Kontakt zu den Einheimischen und zu den dort lebenden deutschstämmigen Leuten, die einem unbedingt die wichtigsten Lokalitäten und Sehenswürdigkeiten zeigen möchten. Man gehört sofort dazu und ist willkommen. Es ist aufregend und exotisch,

durch die Reisfelder Vietnams zu streifen, in einer mongolischen Jurte „Ziege aus der Milchkanne“ serviert zu bekommen, in Sibirien frisch geräucherten Omul aus dem Baikalsee zu genießen, einen Tagesausflug mit dem Schiff auf der riesigen Wolga zu unternehmen, alte koreanische Palastanlagen zu besichtigen oder in Kanton einmal richtig chinesisch zu speisen. Wenn ich auch ich nicht wissen möchte, was wir dabei alles gegessen haben!

In Europa waren wir von Bulgarien bis Norwegen und von Tschechien bis Spanien schon vielfach unterwegs: ob beim Bierfest in Mailand, Oktoberfest in Oslo, Göteborg und Stockholm, Wal-purgisnacht in Helsinki, Veranstaltungen des Wirtschaftsministeriums in Zagreb, Ljubljana und Sofia, Agrarmesse in Paris, Weltausstellung in Sevilla – „Bayern-Top“ und „Blech-AS“ waren immer mit dabei!

Ein besonderes Highlight war die Mitwirkung beim „1. Oktoberfest“ in Monte Carlo im Oktober 2005 in Zusammenarbeit mit der Staatsbrauerei Weihenstephan. Brauereidirektor Dr. Josef Schrädler erzählte mir Anfang 2005 von den guten Beziehungen zu Monte Carlo und zu Fürst Albert II., damals noch Erbprinz. Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 100jährigen Bestehen der

monegassischen Brauerei „Brasserie de Monaco“ sollte ein Oktoberfest auf dem Hauptplatz von Monte Carlo, dem „Carré d'Or“, direkt neben dem Casino und dem Café de Paris stattfinden. Mitte des Jahres konkretisierten sich die Pläne für diese Festivität, und ich wurde beauftragt, die künstlerische Organisation dafür zu übernehmen.

Zünftige Blasmusik, eine Jodlerin, eine Tanzgruppe mit Schuhplattlern sowie charmante Bedienungen im Dirndl sollten dem hochkarätigen monegassischen Publikum „Bayerisches Ambiente“ vermitteln. So machten sich – nach vielen Gesprächen und Verhandlungen mit der hochoffiziellen Abteilung „Protokoll“ des Fürstentums – am 20. Oktober 2005 eine Delegation bestehend aus 5 Musikern, einer Sängerin, 3 Tanzpaare und 4 Bedienungen auf, um Monte Carlo und seinen Bewohnern ein „Erlebnis der besonderen Art“ zu geben.

Mit 4 PS durch Monte Carlo...

Café de Paris, Monte Carlo, 21. Oktober 2005, 12 Uhr mittags. Monte Carlo von Polizeistreifen gesperrt... Was sonst nur für

die Formel Eins möglich schien, galt zur Eröffnung des 1. Oktoberfestes in Monte Carlo für ein für die örtliche Rennstrecke sehr außergewöhnliches Gefährt: Das Weihenstephaner Brauereigespann, gezogen von vier stattlichen Kaltblütern aus dem bayerischen Haupt- und Landgestüt Schwaiganger, legte in Monte Carlo für zwei Stunden den Verkehr lahm. Da staunten



die Monegassen, als sie „Dior“, „Shogun“, „Schwadron“ und „Dickkopf“ glockenläutend mit einer bayerischen Blaskapelle auf dem festlich geschmückten Brauereiwagen durch Monte Carlos Straßen ziehen sahen. Nachdem das Gefährt nach steilem Aufstieg am Palast angekommen war, entzückte ein flottes Standkonzert besonders die in Scharen anwesenden Touristen, während die Palastwachen in stoischer Ruhe verharrten und die Mitglieder der Fürstenfamilie wohl noch beim Frühstück weilten. Unsere nicht-motorisierte „Open-Air“-Rückfahrt vom Palast mit dem malerischen Blick auf die Bucht von Monte Carlo, dem Zwischenstopp am Luxus-Jachthafen und über die Formel-Eins-Strecke bleibt uns unvergessen!



Nach einer Stärkung im Café de Paris und einer kurzen Ruhepause im Hotel, hieß es dann: Treffpunkt 18 Uhr, offizieller Einmarsch und Eröffnung des 1. Oktoberfestes in Monte Carlo durch Fürst Albert II. Angeführt von der Musikkapelle zogen Herr Dr. Schrädler mit Ehrengästen wie dem Amtschef des bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Ministerialdirektor Ulrich Wilhelm, dem Freisinger Oberbürgermeister Dieter Thalhammer und der Münchner Stadträtin Claudia Tausend in offizieller Vertretung von Münchens OB Christian Ude in der festlich geschmückten Kutsche auf dem

Carré d'Or ein, wo sie bereits von Fürst Albert II erwartet wurden. Zwischen den offiziellen Ansprachen zeigten die bayerische und eine monegassische Folkloregruppe dem gespannten Publikum landestypische Tänze. Anschließend folgte, was bei einem Bierfest die wichtigste Amtshandlung ist, und nach meisterhaften zwei Schlägen von Freisings OB hieß es dann am 21. Oktober 2005 in Monte-Carlo: O'zapft is!

Während danach im Ballsaal des Casinos die offizielle 100-Jahrfeier der „Brasserie de Monaco“ mit Dinnermusik, X-Gänge-Menü, Ordensverleihungen und Ansprachen ablief, spielte „Blech-AS“ im eigens am Café de Paris aufgestellten Bierzelt auf. Gut 300 geladene Gäste hatten dabei die Gelegenheit, zu bayerischen Spezialitäten, zubereitet von Köchen des Weihenstephaner Bräustüberls, und zu Weihenstephaner Bier, schwungvolle Blasmusik und alpenländische Folklore zu genießen. Das monegassische Publikum war von den Darbietungen begeistert und gar nicht reserviert oder verwöhnt, wie man es vielleicht hätte annehmen können. Im Gegenteil: Man fühlte sich in frühere Zeiten des Münchner Oktoberfestes zurückversetzt, wo fröhliche Stimmung

noch ohne große Technik und Rockmusik möglich war!

Als sich gegen 0 Uhr 30 das Bierzelt allmählich leerte, waren wir trotz des erfolgreichen Abends ein wenig enttäuscht, da Fürst Albert nach der Jubiläumsfeier im Casino noch zum Oktoberfest kommen wollte, aber noch immer nicht erschienen war. Dr. Schrädler hatte mir einmal erzählt, dass Albert II ein wirklich großer Fan von Bayern, seiner Feste und Gebräuche und

vor allem vom Weihenstephaner Weißbier sei!

Von Fürsten und Partys

Mitten in die Überlegungen, ob die Veranstaltung nun beendet sei und wir Noten und Instrumente aufräumen könnten, erscheinen plötzlich dunkel gekleidete Männer mit „Knopf im Ohr“: die Sécurité des Fürstentums kündigt die unmittelbare Ankunft von Albert II mit einem „Gefolge“ von ca. 50 Personen an. Rasch werden die Tische vom Bedienungspersonal in Ordnung gebracht und die Musik emp-

tions“, und auch Fürst Albert – im stilechten bayerischen Trachtenanzug – hält es nicht auf dem Sitz. Man merkt, dass dies kein weltfremder Regent ist, sondern ein Mensch ist, der die Geselligkeit liebt und die wenige Zeit, die ihm dafür bleibt, auch genießen möchte. Als wir ihn nach einem gemeinsamen Foto fragen, ist er gerne dazu bereit und plaudert mit uns ganz zwanglos über unseren Aufenthalt in Monaco und erzählt von seinen schönen Besuchen in Bayern.

Da es nicht nur dem Publikum, sondern auch den beteiligten Künstlern sehr viel Spaß macht, vergeht die Zeit wie im Flug,

und wir sind alle sehr überrascht, als wir feststellen, dass es bereits 4 Uhr 30 geworden ist. Langsam möchte auch die Gastronomie den „Abend“ beschließen, und so verabschieden wir uns musikalisch mit dem „Großen Zapfenstreich“ und „Lili Marleen“. Nach einem letzten Drink machen wir uns zufrieden über den erfolgreichen Verlauf dieser wichtigen Veranstaltung auf den Weg ins Hotel, um vor unserer nächsten Stadterkundung noch ein wenig Schlaf zu bekommen. Es blieben uns noch 3 Tage, um Monaco und das monegassische Publikum kennen zu lernen. Jeden



fängt die ankommenden Gäste mit einem schneidigen Marsch. Die Sperrstunde wird kurzerhand aufgehoben. Nach mehr als 12 Stunden seit unserer Kutschenfahrt durch Monte Carlo beginnt für die Künstler das Programm von vorne: Bankertanz, Bravourjodler, Holzhackermarsch und Glockenspiel – dem Fürsten gefällt's und die Stimmung steigt. Alle schunkeln und sind ausgelassen. Nach dem Trompetensolo „Der alte Dessauer“ gibt es „standing ova-

Tag hat es Spaß gemacht! Der Geschäftsführer des Café de Paris bedankte sich bei uns mit schönen Andenken an Monte Carlo, und die Organisatoren bestätigten uns, dass wir ausgezeichnete Botschafter Bayerns gewesen seien und sie uns gerne im nächsten Jahr, beim 2. Oktoberfest, in Monaco wieder sehen möchten. Schau ma moi!

Besuchen Sie doch einmal unsere Website www.blech-as.de

L'avvocato

Abiturjahrgang 1980 - Wehrdienst 1980 bis 1982 in Dillingen/Donau sowie an der Offizierschule Fernmeldewesen in Feldafing - Studium der Geschichte, Politologie und Rechtswissenschaften an der Universität Regensburg 1982 bis 1989 - Gastassistent und Vorlesungstätigkeit an der Juristischen Fakultät der Universität Triest 1989/90 - Referendariat 1990 bis 1993 am Landgericht Regensburg - seitdem selbständiger Rechtsanwalt in München - seit 1991 mit Frau Dr. Susanne Hofmann verheiratet - wohnhaft in Taufkirchen b. München.



Der Tätigkeitsbereich

Im Juni 2004 befindet sich ein Schiff eines deutschen humanitären Vereins nach einem Werftaufenthalt zu Testfahrten im Mittelmeer. Die Besatzung entdeckt im Lauf der Fahrt in einem Schlauchboot 37 Schwarzafrikaner, die ziellos im Wasser treiben. Als sie sich mit ihrem Schiff dem Boot nähern, erkennen sie, dass das Boot zu sinken droht, dass die Männer sich in einem medizinisch desolaten Zustand befinden, und nehmen sie, dem Seerecht entsprechend, an Bord, um sie in den nächsten sicheren Hafen zu bringen. Die Männer erklären dem deutschen Kapitän, dass sie Flüchtlinge aus dem Sudan seien. Darauf beschließt er, sie in einen europäischen Hafen zu bringen, denn eine Fahrt nach Libyen oder Tunesien bringt ihnen mit Sicherheit Gefängnis, Folter und vielleicht sogar den Tod ein.

Italien erklärt sich nach einer fast zwei Wochen dauernden Odyssee bereit, sie in Sizilien an Land zu lassen, und nimmt die Leitung des Hilfsschiffes, nachdem die italienischen Behörden die 37 Schiffsbrüchigen an Land haben gehen lassen, vollkommen unvorhersehbar fest und bringt sie in Untersuchungshaft.

Ich saß damals zusammen mit meiner Frau beim Frühstück, als ich diese Nachricht im Radio hörte, und war sehr schockiert, da ich mir nicht vorstellen konnte, dass ein Land, das immerhin Gründungsmitglied der heutigen Europäischen Union ist und die Europäische Menschenrechtskonvention sowie die Genfer Flüchtlingskonvention unterzeichnet hat, Mitglieder einer anerkannten humanitären Hilfsorganisati-

on, die eng mit dem UNHCR zusammen arbeitet, verhaftet und ihnen vorwirft, Beihilfe zur illegalen Einreise geleistet zu haben. Aber eigentlich sollte ich es ja besser wissen, denn bereits beim G-8-Gipfel einige Jahre zuvor haben ja italienische Polizeibeamte in Genua Demonstranten in einer Schule verprügelt und krankenhaureif geschlagen und anschließend in einer Polizeikaserne auch gefoltert. Einer der Demonstranten, Carlo Giuliani, war damals sogar von einem Carabinieri erschossen worden.

Am späten Nachmittag erhielt ich dann in meiner Kanzlei einen Anruf von dem humanitären Verein und erhielt den Auftrag, mich sofort nach Sizilien zu begeben und zusammen mit den *avvocati* vor Ort die Verteidigung zu übernehmen. Und so fand ich mich am nächsten Tag in Agrigent, unweit der herrlichen Tempel, welche die Griechen dort in der Magna Graecia hinterlassen haben, in der Haftanstalt wieder. Zwei Tage später waren die Mandanten wieder auf freiem Fuß und mussten umgehend Sizilien verlassen. Das Schiff, immerhin mehrere tausend Bruttoregistertonnen schwer, wurde beschlagnahmt und im Hafen von Porto Empedocle fest an die Mole gelegt. 36 der Schiffsbrüchigen wurden umgehend über den *cimitero mediterraneo* wieder nach Afrika zurückgeflogen, ohne dass sie nachhaltigen Rechtsschutz gewährt bekamen. Noch jetzt – im Frühsommer 2006 – ist gegen unsere Mandanten nicht einmal das Hauptverfahren eröffnet.

Ich bin seit 1993 Rechtsanwalt, und mein Schwerpunkt liegt eindeutig auf der Vertretung von italienischen Privatpersonen und Firmen in Deutschland. Dass ich einmal Deutsche in Italien vor einem Strafgericht verteidigen müssen, hatte ich nie mir vorher nie träumen lassen, schon gar nicht, als ich noch am Dom-Gymnasium Schüler war, wo ich 1980 das Abitur ablegte. Anschließend absolvierte ich meinen Wehrdienst bei der Bundeswehr, den ich als Reserveoffizier verlies, und begann in Regensburg das Studium der Geschichte und der Politologie (nach meinen sehr guten Erfahrungen mit Herrn Waltner im Grundkurs Sozialkunde), dazu noch das

Jurastudium mit den Schwerpunkten Völkerrecht, Europarecht, Rechtsvergleichung und Internationales Privatrecht. Strafrecht war damals so gar nicht mein Fall.

Wie es dazu kam

Mit Italien hatte ich aber schon während des Studiums regen Kontakt bekommen, weil die Schwester meiner damaligen Freundin (und heutigen Frau) nach Italien ging, um dort Jura zu studieren und anschließend zu heiraten. Da lag es nahe, Italienisch zu lernen, damit wir uns mit der neuen Verwandtschaft unterhalten konnten. Mein Professor für Europarecht wurde dann auf mich und meine damals noch rudimentären Sprachkenntnisse aufmerksam und ermöglichte mir nach dem ersten Staatsexamen ein Stipendium der Europäischen Union als Postgraduierter und Gastassistent an der Universität von Triest. Zurück im Referendariat arbeitete ich dann als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Europarecht und Rechtsvergleichung.

Nach dem zweiten Staatsexamen begann ich als selbständiger Rechtsanwalt in einer mittelgroßen Kanzlei in München, in welcher ein Italiener als deutscher Rechtsanwalt tätig war und Unterstützung in der Bearbeitung seiner italienischen Mandate suchte. Und so bekam ich den Kontakt zu den in Deutschland lebenden Italienern.

Im Laufe der Zeit eignete ich mir Fachwissen im italienischen Zivil-, Handels-, Gesellschafts- und Arbeitsrecht an, das sich in Publikationen niederschlug. Es folgte bald ein Sitz im Vorstand der Italienischen Handelskammer München und im dort neu geschaffenen Schiedsgericht als Schiedsrichter, ein Amt, das mich vor wenigen Jahren als *arbitro* in ein Schiedsverfahren an der Handelskammer des Piemont in Turin zwischen einer italienischen und spanischen Firma brachte.

Durch die allmählich sich ausweitende Tätigkeit als Strafverteidiger, vor allem für italienische Bürger in München, wuchs ich immer mehr in das von mir einst so ungeliebte Strafrecht hinein. Mittlerweile gehört Strafverteidigung neben den international ausgerichteten Zivilrechtsmandaten zu meinem eindeutigen Schwerpunkt, den ich auch rechtspolitisch in den Vorständen der Bayerischen Strafverteidigervereinigung sowie des RAV-Bundesvorstandes ausübe, also eines Anwaltsverbandes, der von Anwälten, unter ihnen die Kollegen G. Schröder, H.-C. Ströbele sowie O. Schily, in den 70er Jahren nach den schlimmen rechtspolitischen Erfahrungen mit den

RAF-Prozessen gegründet worden war. Dass ich dann sowohl die Verteidigung in Sizilien als auch die Nebenklagevertretung von Folteropfern in Genua angetragen bekam, war nur noch die logische Konsequenz.

Was hat das nun alles mit dem Dom-Gymnasium zu tun?

Anlässlich unseres 25jährigen Abiturs, das wir letztes Jahr auf dem *mons doctus* gefeiert haben, diskutierten wir mit Herrn Rester und den anderen Lehrern meiner

Klasse, unter ihnen Herr Dr. Musiol sowie Frau Schmidt, die Frage, inwieweit eine am humanistischen Ideal ausgerichtete schulische Bildung und auch Erziehung im harten, von kapitalistischen Zwängen bestimmten Leben, heute noch sinnvoll ist. Für mich ist dieses Ideal eindeutig das *movens* für meine anwaltliche Tätigkeit, insbesondere, wenn es um die Vertretung von Schwachen, um ihren Schutz vor staatlicher Willkür und Macht geht. Diese klassische humanistische Bildung, die ich zusammen mit meinen Klassenkameradinnen und Klassenkameraden am

Dom-Gymnasium erfahren habe, gab mir jedenfalls das Rüstzeug dazu: dieser Humanismus, der uns die Regeln schon seit über 2000 Jahren bietet, so lange, wie die Tempel der Griechen in Agrigent schon stehen.

Die Verfahren in dieser Stadt und in Genua, wen wundert es, dauern noch immer an und werden wohl erst zu Ende gehen, wenn die neue Regierung in Italien all die rechtspolitischen Fehler ihrer Vorgängerregierung, die nur und ausschließlich im Eigeninteresse handelte, wieder rückgängig gemacht haben wird.

The advertisement features a central graphic of a scale of justice. The top pan of the scale is labeled "DAMENMODEN" and the bottom pan is labeled "HERRENMODEN". In the center of the scale, the text "IHR MODEHAUS" is prominently displayed. Below the scale, there are several silhouettes of people in various outfits, representing fashion. At the bottom left, the address "Freising - Landshuter Str. 31 in den Landratsamt-Arkaden" is listed. At the bottom right, there is a logo for "BAYERN LODEN" and the brand name "FELLER" in a large, stylized font.

Italiensehnsucht – auch Brescia ist sehenswert

Es ist irgendwie unverständlich, dass kaum Italienreisen mit Aufenthalt in Brescia angeboten werden. Brescia, das lateinische Brixia, im Jahre 27 v. Chr. von Kaiser Augustus als einzige Stadt Norditaliens zur „Colonia civica augusta“ erklärt, liegt malerisch am Fuß der Ausläufer der Alpen. Auf der im Wort Brixia enthaltenen indogermanischen Wurzel brig oder bhergho (hoch, erhoben) beruhen auch andere geo-graphische Bezeichnungen wie Berga-mo, Brixen, Bregenz, Burg, Burgund. Brescia, heute eine reiche Stadt mit eleganten Geschäften, Provinzhauptstadt, Sitz mehrerer Fakultäten der Staatlichen und der Katholischen Universität, Geburtsstadt Papst Paul VI., ist von jeher reich an großartigen Sehenswürdigkeiten aus zahlreichen Epochen, angefangen mit der Römerzeit.

Das Stadtbild wird beherrscht von der riesigen barocken Domkuppel und von der auf dem Cidneo-Hügel thronenden Festung, einer der größten und am besten erhaltenen Norditaliens; ihre imposanten Basteien wurden in der Mitte des 16. Jahrhunderts angelegt, aus derselben Zeit stammt das monumentale Eingangsportale, dessen Fries der Löwe von Sankt Markus schmückt, Emblem der Republik Venedig, von der Brescia über vier Jahrhunderte hindurch beherrscht wurde. Der Hauptturm war auf Initiative der Mailänder Visconti-Herzöge in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet worden: auf den Überresten eines grandiosen römischen Tempels erbaut, stellt er ein typisches Beispiel des spätmittelalterlichen Festungsbaues dar.

Nach der glanzvollen römischen Epoche war Brescia zwei Jahrhunderte lang **Sitz eines der wichtigsten langobardischen Herzogtümer** und gab dem Reich einflussreiche Botschafter und bedeutende Könige wie Rotari und Desiderius. Was war nun eigentlich der Grund für die Wanderung der in Nordostdeutschland angesiedelten Langobarden in Richtung Süden? Unter anderem wohl auch die Hoffnung auf wohlschmeckende Früchte, wie Paulus Diaconus im zweiten Buch seiner *Geschichte der Langobarden* (mit zahlreichen Erwähnungen Brescias) berichtet:

„Itaque odio metuque exagitatus in Neapolim Campaniae civitatem secedens, legatos mox ad Lango-

bardorum gentem dirigit, mandans, ut paupertina Pannoniae rura desererent et ad Italiam cunctis divitiis possidendam venirent. Simulque multimoda pomorum genera aliarumque rerum species, quarum Italia ferax est, mittit, quatenus eorum ad veniendum animos possit incitare. Langobardi laeta nuntia et quae ipsi praeoptabant gratanter suscipiunt d que futuris commodis animos adtollunt“ („Narsetes ist wütend und begibt sich nach Neapel in Campanien, und sendet Botschafter zu den Langobarden, welche die Aufforderung überbringen sollten, das unfruchtbare Land Pannoniens zu verlassen und nach Italien zu ziehen, in dem alle



Reichtümer vorhanden waren. Zugleich sendet er alle möglichen Obstsorten und andere landwirtschaftliche Produkte Italiens, damit sie umso mehr Lust bekämen, sich auf den Weg zu machen. Die Langobarden begrüßen dankbar diese lang ersehnte freudige Nachricht, und sind voller Begeisterung über die Vorteile, in deren Genuß sie kommen würden.“)

Touristische Werbung ante litteram!
Wie eng unsere **deutsche Geschichte mit Brescia verbunden** ist, geht aus folgenden Tatsachen hervor: Karl der Große war in erster Ehe mit einer Tochter des Langobarden-Königs Desiderius verheiratet,

von der er sich im Jahre 771 wohl aus politischen Gründen trennte – Karls Biograph Einhard hält die Gründe der Trennung für unklar; die *Geschichte der Langobarden* von Paulus Diaconus endet leider mit dem Bericht über den Tod Luitprands, gibt also keinen Aufschluss über die so bewegte Zeit von König Desiderius.

Der Name dieser Tochter des Desiderius, der bedauernswerten ersten Gemahlin Karls des Großen, war wohl Desiderata; ausgehend von der bei Aventinus (1477-1534) verwendeten Namensform Irmogarda nennt sie Alessandro Manzoni in seiner Tragödie *Adelchi* Ermengarda: nach ihrer Trennung von Karl dem Großen lebte sie von der Welt zurückgezogen im Kloster San Salvatore in Brescia, das von ihrem Vater Desiderius und dessen Frau Ansa im Jahre 753 n. Chr. gegründet worden war – ein hochinteressanter langobardischer Gebäudekomplex, der neben einer raffinierten Architektur faszinierende Kunstschätze bietet, so das mit zahlreichen Edelsteinen verzierte goldene „Kreuz des Desiderius“ aus dem 8. Jahrhundert.

Karl der Große heiratet übrigens in zweiter Ehe die Schwäbin Hildegard von Kempten, die, wie in den *Acta Sanctorum* unter dem 30. April berichtet wird, später heilig gesprochen wurde. Im schon erwähnten Drama Manzonis wendet sich die todkranke Ermengarda in ihren Fieberträumen an Hildegard (italenisch Ildegarde), die „Schlange“, und beschwört sie in der im Brescianer Kloster spielenden Szene, Kernstück der Tragödie, ihr doch den kaiserlichen Gemahl zurückzugeben.

Wie gesagt, Brescia steht anderen historischen Orten Italiens nicht nach und würde mehr Beachtung verdienen. Auch Johann Wolfgang von

Goethe, Italienkenner par excellence, **war nie in Brescia**, seine westlichste Station, Malcesine, erwähnt er in seinem Reisetagebuch mit Eintrag vom 14. September 1784 : „Im Schlosshofe, dem alten auf und in den Felsen gebauten Turm gegenüber fand ich ein zum Zeichnen sehr bequemes Plätzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden noch antreffen“. Bald aber kam ein Aufseher, zerriss das Blatt, was die Umstehenden mit Empörung wahrnahmen, kurz, es bestand der Verdacht, es handle sich um Spionage zugunsten der Österreicher, und Goethe musste dem

Beamten klarmachen, dass „viele Reisende nur um dieser Ruinen willen nach Italien zögen, dass Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aberhundert Mal gezeichnet worden, dass nicht alles aus dem Altertum so erhalten sei wie das Amphitheater zu Verona, welches ich auch bald zu sehen hoffte.“ - Auch Brescia besitzt eindrucksvolle Ausgrabungen und Ruinen, so ganz im Sinne Eichendorffs, der sie im Taugenichts besingt:

*Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf.
Versunkenes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus andrem Reich ein Grüßen –
Das ist Italia!*

Auch **Heinrich Heine kannte und liebte Italien** und seine Kultur, erwähnenswert ist seine witzige Kritik (im 29. Kapitel der *Reisebilder* 1828-1829) an all denen, die der italienischen Musik abgeneigt sind: „Die Verächter italiänischer Musik, die auch dieser Gattung den Stab brechen, werden einst in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und sie sind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts Anderes zu hören als die Fugen von Sebastian Bach“.

In seinen *Reisebildern* unterlässt er es übrigens nicht, sich über Goethes Italiensehnsucht lustig zu machen – eine fast krankhafte Sehnsucht, die Goethe am 10. Oktober 1786 selbst in Worte fasst: „Jetzt darf ich's sagen, darf meine Krankheit und Thorheit gestehen. Schon einige Jahre hab ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts was nur ein Bild von Italien erneuert berühren dürfen, ohne entsetzliche Schmerzen zu leiden“.

Heine zitiert Mignons Lied zu Beginn des 27. Kapitels seiner *Reisebilder* als Ausgangspunkt für seine Ironie: „... wo die Zitronen blühen, im dunkeln Laub die Goldorangen glühen... Dahin! Dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn“ - und kommentiert: „Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird...“ - und im 1. Kapitel im Bericht über ein Gespräch mit einer Italienerin *spottet er über Goethes vielzitierte Zitronen*: „... Sie macht sogleich viele hortologische, klimatische Fragen über Deutschland, und wunderte sich, als ich ihr ebenfalls gestand, dass bei uns keine Citronen wachsen, dass wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, sehr pressen müssen, wenn wir Punsch machen, und das wir dann aus Verzweiflung desto mehr Rum zugießen“. In weniger erhabener Weise als Goethe beklagt er die Nachteile des nordischen Klimas: „Ach, liebe Frau! sagte ich ihr, in unserem

Land ist es sehr frostig und feucht, unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muss bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; bei diesem Flanell-sonnenschein können unsere Früchte nimmermehr gedeihen, sie sehen verdrießlich und grün aus, und, unter uns gesagt, das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Äpfel. ... Von den Mandeln haben wir bloß die geschwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obst, und wir haben nichts als Stachelbeeren, Birnen Haselnüsse, Zwetschgen und dergleichen Pöbel.“ - Wie wir schon oben gelesen haben, stellt die Beschaffenheit des Obstes offenbar eine Problematik dar, die schon im Mittelalter für die Geschichte der Langobarden und damit Europas bestimmend war!

Heinrich Heine war kurz in Brescia; im 27. Kapitel seiner *Reisebilder* berichtet er über seinen kurzen Aufenthalt in dieser Stadt, mit dem er seine wohl nicht sehr komfortable Reise im Postwagen von Verona nach Mailand unterbrach:



„Von Brescia selbst weiß ich ebenfalls Wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Pranzo einzunehmen; Man kann es einem armen Reisenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher stillt als den des Geistes. Doch war ich gewissenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen stieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen und da erfuhr ich unter Anderem, die Stadt habe 40.000 Einwohner, ein Rathaus, 21 Kaffeehäuser, 20 katholische Kirchen, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben so gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100.000 Thaler stehen“.

Bis vor nicht allzu langer Zeit kamen Reisegruppen aus Amerika nach Brescia – aber nur, um im nahegelegenen Val Trompia die Beretta-Waffenfabriken zu besichtigen. Erst seit wenigen Jahrzehnten ist sich die Stadt der Bedeutung ihrer unermesslichen künstlerischen und geschichtlichen Schät-

ze bewusst geworden, und hat sich bemüht, die **Zeugnisse der Vergangenheit** dem Publikum zugänglich zu machen und Touristen anzulocken. Das gilt in erster Linie für den bereits erwähnten historischen Gebäudekomplex des ehemaligen Benediktinerinnen-Klosters San Salvatore, das heute den Namen „**Stadtmuseum Santa Giulia**“ trägt. Der Langobardenkönig Desiderius hatte 763 die Reste der heiligen Giulia in die Klosterkirche überführen lassen. Die Nordafrikanerin Giulia, Patronin von Korsika, hatte im 5. Jahrhundert in Korsika den Märtyrertod erlitten.

In der Römerzeit befand sich im Gebiet des späteren Klosters ein ausgedehntes Stadtviertel, dessen Wohnungen mit Mosaiken und Fresken verziert waren. Nicht nur diese schönen Wohnungen, sondern auch die vorbeiführende Straße wurden im Laufe der in letzter Zeit unternommenen Grabungen großenteils freigelegt und im Inneren der Museumsanlage für Besichtigungen geöffnet. Die Besichtigung erfolgt in zwei Rundgängen, deren erster sich auf die Geschichte des Klosters konzentriert: seine monumentalen Bauelemente dokumentieren die verschiedenen historischen Epochen, die der Stadt ihr Gepräge gegeben haben.

Die langobardische San-Salvatore-Kirche, das romanische Oratorium von Santa Maria in Solario, der Nonnen-Chor, die Santa-Giulia-Kirche und die Kreuzgänge aus der Renaissance-Zeit sind zusammen mit dem reich verzierten Kreuz des Desiderius und der elfenbeinernen Lipsantheke noch heute Zeugen der einstigen Pracht des Klosters.

Die eindrucksvolle Architektur des historischen Baukomplexes des Santa-Giulia-Museums mit seiner modern angelegten Ausstellungsfläche von 14.000 qm, auf der über 12.000 Exponate zu bewundern sind, gestattet einen lehrreichen Überblick über eine Zeitspanne von mindestens drei Jahrtausenden der Geschichte Brescias.

Unter den zahlreichen in der Nähe des Tempels gefundenen Bronzefiguren ragt die herrliche **Statue der Aphrodite oder Geflügelten Siegesgöttin** aus hellenistischer Zeit hervor. Der Dichter Giosuè Carducci hat sie, die jahrhundertlang unter den Trümmern ihrer Ausgrabung harnte und heute das Wahrzeichen Brescias ist, mit folgender geschichtsträchtigen Strophe besungen:

*„ – Che dunque – dice – pensasti,
o vergine
cara, la sotto ne la terra umida
tanti anni? Sentisti i cavalli
d'Alemagna su l'greco tuo capo? – “*

Die typischen Merkmale der Nekropolen des antiken Brixia werden durch Grab-

denkmäler, Grabbeigaben, Keramik- und Glasgegenstände und andere wertvolle Objekte veranschaulicht. Anhand der zahlreichen im Kreuzgang ausgestellten Inschriften lässt sich die soziale Entwicklung Brescias in der Römerzeit mitverfolgen.

Vom Museum kommend betritt man unmittelbar eine archäologische Fläche von etwa 1.000 qm, die es gestattet, die Reste zweier römischer Wohnungen mit dem Namen „**Domus dell’Ortaglia**“ zu bewundern. Deutlich sichtbar sind hier noch die Mauern und die ursprünglichen dekorativen Elemente wie Mosaiken und Fresken, Teile der Einrichtung und Gegenstände des all-täglichen Gebrauchs, kurz, ein Teil der antiken Stadt im Rahmen einer modernen Struktur. Diese *domus* sind vom archäologischen Park umgeben, der sich bis hin zu den römischen und anschließend zu den mittelalterlichen Mauern der Stadt erstreckt, mit architektonischen Dekorations-Elementen des antiken Brixia. Sorgfältig ausgewählte Bäume und Sträucher schaffen die Atmosphäre des Gartens eines römischen Hauses.



Ab 1. März 2003 steht das Santa-Giulia-Stadtmuseum im Zeichen einer großartigen Bereicherung: den Besuchern bietet sich die Möglichkeit – einzigartig im Panorama der italienischen Museumslandschaft – von den Sälen der archäologischen Abteilungen kommend direkt in ein Wohnhaus aus der Römerzeit einzutreten, in die *Domus dell’Ortaglia*, deren Ursprung sich bis ins erste nachchristliche Jahrhundert verfolgen lässt; sie war über lange Zeit bis in die Spätantike hinein bewohnt und stellt eines der ausdrucksvollsten Zeugnisse der großartigen Pracht des antiken Brixia dar, zusammen mit Capitolium und Theater, die entlang dem *decumanus maximus* in unmittelbarer Nähe liegen.

Dieses enorme Wohngebäude besteht aus vierzig Räumen, die sich an den Hügel schmiegen und dem Abhang entsprechend auf verschiedenen Ebenen liegen; der Name „*Ortaglia*“ beruht auf der Lage

„innerhalb des Museums“, genauer gesagt im Bereich des *hortus*, des Gartens, östlich des nördlichen Kreuzganges.

Nach den Grabungen in den Jahren 1968 und 2001 befasst man sich nunmehr mit der Aufgabe, die gesamte Fläche von rund 1.000 qm als Museum zu gestalten und dem Publikum zugänglich zu machen: zu besichtigen sind die Zimmer mit ihren Mosaikböden und ihren Wänden mit Fresken, die sehr wohl an die typischen Dekorationsweisen von Rom und Pompeji erinnern, aber auch in anderen Gegenden des Römerreiches angewandt wurden. Darüber hinaus sind in zahlreichen Räumen Brunnen und wertvolle Marmorverzierungen zu bewundern.

Ganz besonders eindrucksvoll ist die Ausstellung im Inneren der **San-Salvatore-Basilika**: ein Relief mit einem kunstvollen Pfau und andere Skulpturen lassen zusammen mit der Architektur eine faszinierenden Harmonie entstehen, die den Besuch dieser Stätte zu einer einzigartigen Gelegenheit macht, sich in Kultur und Kunst der Langobarden hineinzuversetzen.

Weitere hochinteressante Museen und großartige Pinakotheken Brescias mit

Werken von Lotto, Foppa, Moretto und vielen anderen Malern erwarten den Besuch des internationalen Publikums, ebenso eine Reihe von Kirchen, darunter der barocke Neue Dom und der danebenliegende herrliche Alte Dom vom Ende des 11. Jahrhunderts, dessen Architektur an die Grabeskirche von Jerusalem und die Cappella Palatina in Aachen erinnert.

Museen und Kirchen, Kunst, Geschichte, Lebensfreude – Berlusconi oder Prodi, alles halb so schlimm – dazu Speisen und Getränke – worauf beruht nun die Lust, nach Italien zu reisen? Der Journalist Karl Hoffman, macht in der Süddeutschen Zeitung einen der unzähligen Versuche, diese nordische Sehnsucht nach Italien zu erklären:

„Es ist das Licht. Das wird immer anders sein in Italien. Es brennt in die Herzen der Besucher ein unsichtbares Mal ein. Und wer nach Hause zurückkehrt, spürt unversehens einen leichten Stich. Das ist die Sehnsucht nach Italien.“

E-mail für Informationen über Brescia und Umgebung:
turismus@comune.brescia.it

Kannst Du Tanzen?
Kannst Du Tanzen?

Ich hab's gelernt!

Tanzschule TWS-Freising Monika Riesch
- die EVENT TANZSCHULE im Landkreis -
Am Lohmühlbach 10 - 85356 Freising
Telefon: 08161 / 82 000

ADTV TWS

Im Vogelparadies Neusiedlersee



Prof. Dr. Rudolf Janoschek, geboren in Freising, Dom-Gymnasium 1950-1954, Umzug nach Gießen, Liebig-Gymnasium, Studium der Physik an der Liebig-Universität. Seit 1978 Ordinarius für Theoretische Chemie, Karl-Franzens-Universität Graz. Mitglied BirdLife Österreich und externes Mitglied Landesmuseum Joanneum Graz.



Ursula Flem, geb. Deutsch, geboren in Freising-Vötting, Oberrealschule, Dom-Gymnasium 1954, ausgewandert 1958 nach North Dakota, USA. Mitglied Grand Cities Bird Club in Grand Forks, North Dakota. Seit 2005 in Graz wohnhaft und Mitglied BirdLife Österreich.

Die Wurzeln der Autoren

R.J.: Zu Beginn der Gymnasialzeit Teilnahme an Vogel-Exkursionen in den Isarauen mit Prof. Dr. Karl Andersen, Philosophisch-Theologische Hochschule Freising. Das Gebiet um den Neusiedlersee habe ich

1957 kennen gelernt. Seit 1987 regelmäßige Besuche im Seewinkel im Frühling und im Spätsommer mit Tagebuchaufzeichnungen, Teilnahme an Exkursionen und Beiträge zu den jährlichen Vogelzügen über den Seewinkel für BirdLife Österreich.

U.F.: Mein Interesse an Vögeln begann auf meiner Farm in North Dakota, umgeben von Tümpeln und Baumpflanzungen auf der Prärie. Nach Abendkursen an der Volkshochschule Grand Forks zahlreiche Exkursionen des Grand Cities Bird Club. Seit 2005 Teilnahme an Veranstaltungen von BirdLife Österreich in der Steiermark und dem nördlichen Burgenland.

Geografie zum Neusiedlersee

50 km südöstlich von Wien erstreckt sich der Neusiedlersee von Norden nach Süden. Er ist 35 km lang und 5 km breit. Die Tiefe beträgt durchschnittlich nur 1,50 m, und die freie Wasserfläche ist mit einem Schilfwald umgeben, der bis zu 5 km breit ist. Das südliche Viertel des Sees gehört zu Ungarn. Durch die geringe Tiefe des Sees ist das Wasser trüb und je nach Sonneneinstrahlung weiß, grau oder braun. Das Wasser enthält Bittersalze. Das Gebiet östlich des Neusiedlersees bis zur ungarischen Grenze wird Seewinkel genannt. Hier befinden sich zahlreiche Lacken bis zur Größe von 1 km Durchmesser, oft nur wenige Zentimeter tief, die im Sommer zum großen Teil austrocknen. Für das Gebiet des Neusiedlersees und des Seewinkels enthält die Liste der Vögel etwa 300 Arten. Die Hälfte davon sind Brutvögel, die andere Hälfte sind Durchzügler oder Gäste. Nur wenige Arten davon, die für dieses Gebiet charakteristisch sind, können im Folgenden kurz beschrieben werden.

**Graureiher (*Ardea cinerea*),
Silberreiher (*Casmerodius albus*),
Seidenreiher (*Egretta garzetta*),
Purpureiher (*Ardea purpurea*)**

Die häufigsten Reiher als Großvögel im Neusiedlersee-Gebiet sollten hier nicht fehlen. Ihr Domizil ist der Schilfgürtel des Neusiedlersees. Im Überflug können sie auch im Seewinkel gut beobachtet werden oder bei der Nahrungssuche auf Wiesen. Die gegenwärtigen Anzahlen von Brutpaaren am Neusiedlersee sind: Graureiher 98, Silberreiher 643, Seidenreiher (–), Purpureiher 86. Für den Seidenreiher gibt es zur Zeit keine Hinweise auf Brut im Neusiedlersee-Gebiet, obwohl ca. 50 Exemplare beobachtet wurden. Im Gegensatz dazu wurden in Bayern an der Donau unterhalb Regensburg in den letzten Jahren hin und

wieder Bruterfolge gemeldet. Silberreiher können in Bayern am Chiemsee beobachtet werden, allerdings ohne Bruterfolge. Der Purpureiher ist in Bayern ein sehr seltener Brutvogel.



Purpureiher

Weißstorch (*Ciconia ciconia*)

Der Weißstorch ist wohl der populärste Vogel im Neusiedlersee-Gebiet. Die Ursache dafür ist die geringe Scheu und die gute Beobachtbarkeit des Brutgeschäftes auf Hausdächern sowie die Konzentration in diesem Gebiet. Im nördlichen Burgenland ist der Weißstorch als Kulturfolger erst seit etwa 1900 als Brutvogel ausgewiesen.



Weißstorch

Dort gibt es etwa 60 Horstpaare. Seine Nahrung sucht er, im Gegensatz zum Löffler, auf feuchten Wiesen. In Bayern gibt es

für den Weißstorch etwa 110 Horstpaare, die entlang der Donau und nördlich davon brüten und dort schon seit Generationen beheimatet sind.

Löffler
(*Platalea leucorodia*)

Der Löffler ist in Südosteuropa zu Hause. Im Einzelnen ist es die untere Donau (Ungarn, Rumänien, Bulgarien) und Südrussland (Gebiet des Schwarzen Meeres und um das Kaspische Meer). Seine westliche Brutgrenze ist die pannonische Tiefebene – der Seewinkel. In den Schilfwäldern des Neusiedlersees und der Lacken des Seewinkels gibt es durchschnittlich 60 Brutpaare. Der Löffler fliegt mit gestrecktem Hals, wie der Storch aber anders als die Reiher. Er wadet in seichtem Wasser, wobei er bei der Nahrungssuche mit seinem löffelartigen Schnabel Pendelbewegungen durchführt.



Löffler

Brandgans
(*Tadorna tadorna*)

Dieser Vogel kann aufgrund seines kontrastreichen Gefieders aus großer Entfernung gut beobachtet werden. Er bewohnt fast ausschließlich die Seeküsten, vor allem Sandbänke im Wattenmeer. Neben skandinavischen, deutschen und britischen Küsten werden im Südosten die Schwarzmeerküste und die kaspische Seeküste besiedelt. Vor noch nicht allzu langer Zeit, in den 1990er Jahren, hat sich auch im Seewinkel eine ständige Population gebildet, ähnlich wie in Bayern (Ismaninger Teichgebiet und unterer Inn)



Brandgans-Paar

Die Brandgans brütet in Kaninchenröhren. Untereinander sind die Brandgänse oft sehr aggressiv. Das Männchen hat einen

Schnabelhöcker und überwacht mit gestrecktem Hals die Umgebung.

Großtrappe
(*Otis tarda*)

Die Großtrappe ist eine der größten flugfähigen Vögel der Welt. Das Männchen kann bis zu einem Gewicht von 18 kg erreichen. Dieser scheue Vogel lebt in dünn besiedelten baumlosen Trockengebieten oder Kultursteppen. In Osteuropa sind diese Gebiete vor allem in Polen, Ungarn, Rumänien und Südrussland zu finden. In Österreich brüten die Trappen sehr selten. Im östlichen Niederösterreich und im nördlichen Burgenland ist die Population sehr unterschiedlich, etwa 100 bis 200 Exemplare. Im Frühjahr kann man bei Sonnenaufgang das Schauspiel der imposanten Balz bewundern. Die Fluchtdistanz liegt allerdings meist um 500m oder mehr.



Großtrappe: beginnende Balz



Großtrappe: Vollbalz



Großtrappe: Flug

Alpenstrandläufer
(*Calidris alpina*)

Das Brutgebiet des Alpenstrandläufers erstreckt sich hauptsächlich über die nord-norwegische Tundra in Küstennähe. Mit den Alpen im engeren Sinn hat dieser Vogel keinen Zusammenhang. Er ist ein häufiger Durchzugsvogel an den Seeküsten, aber auch gelegentlich im Binnenland. Im Seewinkel tritt er in Schwärmen auf, wenn er im April von seinem Winterquartier in Südeuropa nach Norden zieht. Auffallend sind seine waghalsigen Formationsflüge, die er zwischen der hektisch anmutenden Futtersuche in seichten Lacken einlegt.



Alpenstrandläufer

Sichelstrandläufer
(*Calidris ferruginea*)

In Größe und Aussehen dieses in Europa seltenen Vogels ähnelt er dem Alpenstrandläufer. Geringfügige Unterschiede sind die etwas längeren Beine, der längere und stärker nach unten gebogene Schnabel und eventuell die rostbraune Brust, falls die Brutzeit noch nicht allzu lang verstrichen ist.

Das Brutgebiet ist größtenteils die Halbinsel Tajmyr, die sich im asiatischen Sibirien in das Polarmeer erstreckt. Im Seewinkel kann man diesen Vogel in kleineren Gruppen in der zweiten Augushälfte und Anfang September beobachten, aber kaum im Frühjahr, im Gegensatz zum Alpenstrandläufer.

Das Ziel des Sichelstrandläufers ist Afrika, und im Seewinkel hat er gerade die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht. Warum wählt der Sichelstrandläufer für die Rückkehr von Afrika nach Sibirien im Frühling eine andere Strecke als im Spätsommer? Dafür gibt es eine Erklärung. Über dem Mitteländischen Meer gibt es im Frühling sowie im Herbst einen mehr oder weniger immerwährenden Zyklon.

Dieser hat auf Grund der Erdrotation auf der nördlichen Halbkugel eine Rotationsstruktur gegen den Uhrzeigersinn (Coriolis-Effekt, siehe Physik).

Zugvögel wie Sichelstrandläufer wählen die Route mit Rückenwind.

Somit liegt die Herbstroute nördlicher, über Österreich, und die Frühlingroute südlicher, über Griechenland.

Kampfläufer (*Philomachus pugnax*)

Den Kampfläufer kann man im Seewinkel im Frühjahr kaum übersehen. Sein Gefieder ist sehr variabel, von weiß über braun bis schwarz gefleckt. Das Brutgebiet erstreckt sich von Skandinavien bis zum benachbarten Russland. Beim Rückzug aus Südeuropa bevölkert er von März bis April für einige Wochen die Lacken und überfluteten Wiesen des Seewinkels. Bis zu 6000 Exemplare tummeln sich im Seewinkel mit ihrem eigenartigen Temperament.



Kampfläufer

Stelzenläufer (*Himantopus himantopus*)

Der Stelzenläufer war im Seewinkel bis vor 20 – 30 Jahren noch ein seltener Sommergast. Auffallend sind seine langen roten Beine. Er lebt in seichtem Wasser in Südost-Europa. Seit den 1990er Jahren ist er im Neusiedlersee-Gebiet wieder regelmäßiger Brutvogel mit derzeit etwa 20 Brutpaaren. In Bayern ist er sehr seltener Brutvogel.



Stelzenläufer-Paar

Im Jahr 1994 wurde das österreichische mit dem ungarischen Neusiedlersee-Gebiet zum Nationalpark Neusiedlersee – Seewinkel zusammengefasst. In den entsprechenden Informationszentren Illmitz (A) und Sarrod (H) findet der interessierte Besucher umfangreiche Literatur.

Alle Fotografien dieses kurzen Berichtes stammen aus dem Archiv von R. Janoschek.

Herbert Rott

Erinnerungen an OStD Andreas Brandmair (1905 – 2004)

Am 28. Dezember 2005 wäre der am 29. Mai 2004 im Alter von 98 Jahren verstorbene Oberstudiendirektor Andreas Brandmair, Leiter des Dom-Gymnasiums von 1953 bis 1971, hundert Jahre alt geworden. Für den Dom-Spiegel ist dies Anlass, an ihn zu erinnern. Wir wollen ihn mit den Worten würdigen, die Studiendirektor Herbert Rott, Lehrer am Dom-Gymnasium von 1953 bis 1980, fand, als



er anlässlich des achtzigsten Geburtstags von Oberstudiendirektor Brandmair in sehr persönlicher Weise und in Versen Leben und Leistung des Jubilars den bei der Feier versammelten Gästen vergegenwärtigte. Wir danken Herbert Rott dafür, dass er uns erlaubt hat, sein ernstheiteres Gedicht in Auszügen zu veröffentlichen.

Der Lebenslauf

Anfangs gilt es zu erfragen,
wie er auf den Domberg kam,
woher er seit Kindertagen
seinen Weg nach Freising nahm.

Hört gut zu! Geboren ist er
in dem Amperland, dem weiten,
wo er - er hat viel Geschwister -
in der Wiege lag vor Zeiten.

Großer Hof, behäbig, alt.
Hab' ihn selber schon gesehen
jüngst bei kurzem Aufenthalt.
Über hundert Rinder stehen

dort im Stalle. - Zum Vergleich
ziehe ich jetzt Parallelen,
dass ihr klar erkennt, wie reich:
Stadtrat zählt nur vierzig Seelen!

Westerndorf muss er verlassen,
denn nach Landshut er gerät,
absolviert dort nach neun Klassen,
kommt zur Universität.

Bei der „Vindelicia“
Nimmt man ihn in festen Griff,
doch erhält er ebenda
auch gesellschaftlichen Schliff.

Macht in München Staatsexamen,
lehrt in Passau lange Zeit,
hat in dieser Stadt - mit Namen
Käthe - seine Frau gefreit.

Kinder kamen auf die Erde,
Direktorenposten locken.

„Doch in Freising“, sagt sie, „werde
ich mit dir gar niemals hocken!“

Aber, wie in vielen Fällen,
kommt es anders, als sie dachte:
muss den Spediteur bestellen,
weil ihr Mann Karriere machte.

Über Straubing ist stromauf
schließlich - bildlich -
er geschwommen
und hat dann in raschem Lauf
unsere Domberg hier erklommen,

wo ein Bischof als bewährter
Platzwart ist fest angestellt.
Hier war er in unversehrter,
stillter, alter, heiler Welt.

Persönliche Erinnerung

Zweiunddreißig Jahr' ist's her
- renovo memoriam -,
seit ich, Neuling, jung noch sehr,
gleichfalls an die Schule kam.

Alt sah das Gebäude aus,
abgefallner Putz bewies es.
Doch der Chef vom alten Haus
Sei ganz neu und jung, so hieß es.

Oben dann, im ersten Stock,
kam ein Herr mir in die Quere -
Brille, Glatze, dunkler Rock -
sah, als ob er Lehrer wäre.

Dass der Schluss ein falscher war,
das verriet mir dann schon bald er,
denn er sagte selbst mir's klar,
er sei Amthor, der Verwalter.

Hinweisschild an einer Türe
hieß mich klopfen dann an diese,
hatte auch, wie sich's gebühre,
abgetreten meine Füße.

Nun empfing mich eine Dame
- Euphrosyne hieß sie nicht,
von Belang ist nicht ihr Name -
heiter war nicht ihr Gesicht.

Wisst, in Sagen und in Mythen
wird ja oft davon gesungen,
dass die Drachen Schätze hüten.
(Siehe Stichwort: Nibelungen!)

Wer den Drachen überwand,
findet hinter enger Pforte
Silber, Gold und Diamant,
ungeahnt an diesem Orte.

Der Vergleich trifft zu auf diesen
Fall, von dem ich hier berichte,
auf den Rektor, hochgepriesen. -
Griechisch, Deutsch, Latein, Geschichte

hatte eifrig er studiert. –
Forschend durch die Brille blickend,
gütig lächelnd, glatt rasiert,
freundlich mit dem Kopfe nickend,

ludst Du mich zum Sitzen ein,
hieltst ein kleines Interview,
schriebst in einen Akt hinein,
teiltest mir die Klassen zu.

Fragtest, ob ich Griechisch spräche.
Meine Antwort: „Leider, nein.“
Sagtest: „Auch trotz dieser Schwäche
werden Sie kein Stiefkind sein.“ -

Als ich durch die hohen Türen
das Direktorat verließ,
konnt' ich eins ganz deutlich spüren,
und zwar, kurz gesagt, war's dies,

das hernach in achtzehn Jahren
vielfach noch bestätigt ward.
Jeder soll es nun erfahren
hier in Deiner Gegenwart.

Der Jubilar als Schulleiter

Alle konnten frei gestalten
zwanglos ihren Unterricht,
und die Jungen und die Alten
taten gerne ihre Pflicht.

Hieltest uns an langen Seilen
wahrlich auf humane Art
und Du hast so allen Teilen
manchen Ärger wohl erspart.

Freilich, wie in jeder Herde
gab's auch mal ein schwarzes Schaf,
das sich über Dich beschwerte,
doch die meisten waren brav.

Fand'st für Deine Lehrer immer
morgens schon ein freundlich Wort.
Tratst Du in das Lehrerzimmer,
war gleich frohe Laune dort.

Guter Witz, gekonnt erzählt,
machte die Verschlafnen munter.
Selten hat Humor gefehlt,
doch auch das kam vor, mitunter.

Guten Schülern, doch kommoden,
gabst Du väterlich den Rat:
„Setz dich auf den Hosenboden!
Nach dem Abs wirst Stipendiat!“

Zu Stipendien nur ein Satz:
Leistung konnt' sich sehen lassen.
Hörmann am Salvatorplatz
kann vor Staunen sich kaum fassen.

So war kein Prokrustesbette
unser Dom-Gymnasium.
Sucht man nach Vergleich, ich wette,
kommt man auf Elysium.

Der Jubilar als Lehrer

Deine ganz besondere Liebe
galt dem Griechischunterricht.
Wenn der Hinweis unterbliebe,
stimmte nicht mein Preisgedicht.

Philoktet und Gorgias
waren Helden Deiner Stunden.
Kleinen Buben macht schon Spaß:
Heureka! Ich hab's gefunden!

Vater Zeus sah gnädig oben
vom Olymp auf Dich herab,
wenn Du, das ist sehr zu loben,
Griechisch-Verben fragtest ab.

Auch Latein ist zu erwähnen,
hast doch Curtius Du ediert
und die lesenswertesten Szenen
seiner Bücher kommentiert.

Wie, zum Beispiel, Alexander
einen Knoten hat gespalten,
und warum den Fluss Mäander
Griechen auf die Vasen malten,

wie der Klitus von dem Speere
Alexanders ward durchbohrt,
wie mit seinem ganzen Heere
dieser in der Wüste schmort.

Der Jubilar als Chirurg

Vieles gäb's noch zu erzählen,
könnte hundert Seiten füllen,
kann nur wenig auserwählen
und euch, Freunden, hier enthüllen.

Ein Begebnis sei erkoren,
zu Bewusstsein euch gebracht:
Wie Andreas hat verloren
Gut die Hälfte seiner Macht.

Unser Rektor, Humanist,
- häufig hat er's demonstriert -
hat als wahrer Pazifist
seine Truppen reduziert.

Wie das kam, sei knapp beschrieben. -
Riesig war sie angeschwollen,
unsre Schule, meine Lieben,
alle Räume überquollen.

Mehr als tausend Schüler wallten
täglich steil den Berg hinauf.
Unterricht in Schichten halten –
keiner nahm das gern in Kauf.

Klassen wurden ausgelagert,
Provisorien eingerichtet.
Der Direktor, abgemagert
von den Sorgen, hat berichtet

oft nach München die Misere,
ist auch selber hingefahren.
Heut' gereicht's ihm noch zur Ehre,
heute, nach so vielen Jahren.

Das Ergebnis seiner Mühen
- und auch anderer, notabene -
will ich hier mit einbeziehen,
wenn ich folgendes erwähne:

Schule, Schüler, Lehrer, alle,
wurden mittendurch geschnitten
(bildlich nur in jedem Falle),
doch die Trennung ward erlitten.

Schwierig nämlich ist's gewesen,
Pädagogen zu halbieren.
Zwillinge der Siamesen
leichter sind zu separieren.

Manchen gab's, der mit Gewalt
auf dem Domberg bleiben wollte,
hat sich gleichsam festgekrallt;
mancher dem Chirurgen grollte.

Keiner geht vom Paradiese
gern hinaus ins Unbekannte,
sehnsuchtsvoll zur blum'gen Wiese
schaut von ferne der Verbannte. -

Nun, Du weißt es, übertrieben
habe ich das formuliert.
Drastisch, wie ich's hier beschrieben,
ist's in Wahrheit nicht passiert.

Neue Schule - nach der Scheidung -
Blieb dem Domberg eng verbunden,
neues Haus und neue Leitung
wurden als recht *schmuck* empfunden.

Gesamtwürdigung

Nun, ihr Freunde, schließt der Kreis:
Laßt zur Schul' zurück uns kehren,
wo ja, wie ein jeder weiß,
mit Regieren und mit Lehren

Du verbrachtest achtzehn Winter.-
Eine Ära ging zu Ende,
als Kollegen, Schule, Kinder
Du dann gabst in andre Hände.

Seither ist dort oben schon
zweite Ära angebrochen.
Rascher dreht die Rotation,
kürzer währen die Epochen.

Auch das neue Schulgebäude,
wie es heut' am Domberg prangt
sehr zu unser aller Freude,
Fundamente dir verdankt.

Hast mit andern im Verein
Neubau ständig angeregt.
Geistig nur, noch nicht aus Stein,
hast dafür Du Grund gelegt.

Für die Umsicht in der Leitung
Deiner Schule lobesamst
- damals stand's auch in der Zeitung -
das Verdienstkreuz Du bekamst.

Viele habe ich getroffen,
die mit Wehmut öfters dachten,
so wie ich, das sag' ich offen,
an die Zeit, die sie verbrachten

am Gymnasium bei Dir,
sei's als Schüler, sei's als Lehrer.
Überall, so scheint es mir,
hast Du heute noch Verehrer.

Diese Verse, dies Gedicht
Sind als kleiner Dank gedacht,
und ich hoff', die heitre Sicht
hat Dir bisschen Spaß gemacht.

... das 10. Jahrhundert ist reich an Personen, die ich einmal kennenlernen wollte ...

Im Gespräch mit dem Orient – Interview mit Dr. Agnes Imhof

Abiturjahrgang 1992

Frau Dr. Imhof, wann sind Sie zum ersten Mal auf den Orient gestoßen?

Sehr früh. Mein Großvater war Orientalistikprofessor, und so war mir diese Welt nicht fremd. Ich habe sehr früh angefangen, Karl May zu lesen, und da ist wohl, wie bei so vielen meiner Zunft, der Grundstein für meine Orientbegeisterung gelegt worden. Später interessierten mich die Sprachen und die Geschichte des Orients, und so kam es zum Studium des Arabischen.

Haben Sie mit Arabisch schon vor dem Abitur angefangen?

Eigentlich nicht. Mein einziger Versuch, von meinem Großvater Arabisch zu lernen, endete nach drei Buchstaben – danach hatte er keine Zeit mehr. Bei der Karl-May-Lektüre habe ich mir die arabischen, persischen oder türkischen Sätze zum Auswendiglernen herausgeschrieben, aber als ich sie mir später, nach einigen Sprachstudien, wieder ansah, musste ich darüber lachen, weil es alles nicht so ganz stimmte. Arabisch habe ich also erst im Studium gelernt.

Dieses Studium war offensichtlich sehr breit angelegt?

Ja, Orientalistik ist ein Begriff, der alles und nichts beinhaltet. Wo beginnt der Orient? Es ist ein Zeitraum, der vom 7. Jahrhundert oder noch früher bis in die Gegenwart reicht und einen geographischen Raum von Spanien bis Indonesien umfasst. Als Studentin lernt man zunächst die Sprachen und versucht, sich einen allgemeinen Überblick zu schaffen.

Wie haben Sie die Sprachen erlernt?

Wir hatten in Bamberg und vor allem in London einen intensiven Sprachunterricht an der Universität. In Deutschland ist ein muttersprachlicher Lektor noch immer nicht selbstverständlich. Das war in London anders. Und dann reist man natürlich in arabischsprachige Länder und versucht, soviel wie möglich zu üben. Das ist manchmal frustrierend, denn je nachdem, in welches Land man kommt, ist das auf der Straße gesprochene Arabisch etwas anders als das Hocharabisch, das man erlernt hat. Es wird zwar verstanden, aber am Anfang hat man oft Verständigungsschwierigkeiten, gerade in den westarabischen Ländern.

Was vom Orient kennen Sie heute aus eigener Anschauung und Erfahrung?

Die nordafrikanischen Länder, vor allem Ägypten, Algerien und Tunesien. Im Studium habe ich mich auch intensiv mit Andalusien beschäftigt. Für den Historiker zählt al Andalus ja auch zur arabischen Welt. Wie die Heldin meines Romans war ich in Córdoba und in Kairo. Bagdad und Basra hätte ich gerne besucht. Aber, als ich mit dem Studium begann, war gerade der Irakkrieg von 1992 vorbei, und als ich am „Buch



des Smaragds“ schrieb, versank das Land gerade nach dem nächsten Krieg in Terror und Chaos.

Womit befassen Sie sich jetzt wissenschaftlich?

Im Moment habe ich ein Projekt, in dem es um Häresie im Mittelalter und dabei vor allem um Bagdad und Córdoba geht. Gerade im 10. Jahrhundert waren diese Städte Zentren der islamischen Welt, zwei sehr lebendige Metropolen, in denen es die unterschiedlichsten geistigen Strömungen gab.

Was hat man konkret in der Hand, wenn man sich mit dieser Zeit beschäftigt?

Es sind die philosophischen und theologischen Schriften der Zeit, soweit sie erhalten sind, auch Geschichtsbücher, Reiseberichte und natürlich die schöne Literatur. Die modernen Ausgaben auf Arabisch sind meist von arabischen Wissenschaftlern erstellt. Auch wenn die arabischen Universitäten keinen sehr guten Ruf genießen, gibt es doch viele arabische Kollegen, die dort oder auch an amerikanischen und europäischen Universitäten wirken und denen wir die Erschließung verdanken. Und natürlich edieren auch westliche Islamwissenschaftler Handschriften.

Wie wurden die alten Quellen in unsere Zeit überliefert?

Die arabische Tradition ist eine Tradition von Büchern, und insofern haben Bücher immer eine große Rolle gespielt. Das Lesen, das Kopieren und teilweise auch das Auswendiglernen von Büchern war ein wichtiger Bestandteil der Ausbildung. Man hat dabei immer wieder gerne zu den großen Klassikern gegriffen. Gerade aus den 10. Jahrhundert hat sich so vieles bis in die Gegenwart erhalten.

In Ihrem historischen Roman wird auffallend viel gelesen. Kann man den Begriff „Bücherkultur“ auf die Gesamtgesellschaft beziehen oder nur auf eine dünne Bildungsschicht?

Fürs Mittelalter muss man da eine andere Antwort geben als für die Gegenwart. Im Mittelalter konnte ein verhältnismäßig großer Prozentsatz der Bevölkerung lesen und schreiben. Zwar haben wir keine Zahlen, aber man kann es zum Beispiel an den Beinamen von Gelehrten festmachen: der Schneider, der Dattelverkäufer oder der Filzmacher. Daran kann man erkennen, dass Leute aus einfachen Verhältnissen durchaus die Möglichkeit hatten, zu dieser Wissens-tradition Zugang zu finden. Wissen war hoch angesehen, und jeder, der es sich irgendwie leisten konnte, versuchte, Bildung zu erwerben. Es gehörte auch in Kreisen zum guten Ton, in denen man das nicht erwartet: Berühmte Philosophen übten oft hauptberuflich eine Tätigkeit als Handwerker oder Händler aus. Heute gibt es zwar staatliche Schulen und Universitäten, aber der Anteil an sogenannten sekundären Analphabeten ist in vielen arabischen Ländern relativ hoch, vornehmlich bei Frauen. Mädchen aus armen Familien werden, vor allem auf dem Land, häufig überhaupt nicht zur Schule geschickt oder, wenn schon, dann nur für kurze Zeit. Das gilt aber auch für Jungen aus sozial schwachen Familien. Viele Eltern können es sich schlichtweg nicht leisten, mehreren Kindern – und arabische Familien auf dem Lande sind ja oft sehr kinderreich – eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Die Regierungen und die internationale Entwicklungshilfe bemühen sich, das zu ändern, aber es geht langsam. Eine Freundin hat einmal an einem Hilfsprojekt gearbeitet, das es Frauen in ägyptischen Dörfern ermöglichen soll, Lesen und Schreiben zu lernen. Manche Ehemänner haben sich dagegen gestraubt. Sie führten den Vorwand an, die Frauen würden ihre Ehre riskieren, wenn sie zum Unterricht aus dem Haus gingen – da gab es also durchaus Berührungspunkte. Andere Eltern würden hingegen ihr letztes Hemd verkaufen, um ihren Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen. In wohlhabenden arabischen Familien wird meist viel Wert auf Bildung gelegt, und wer es sich leisten kann, schickt seine Kinder nach Europa oder in die USA zum Studium.

Würden Sie sagen, dass im Mittelalter mehr Frauen lesen konnten als heute?

So pauschal kann man das nicht sagen. Auch heute gibt es da gewaltige Unterschiede von Land zu Land, aber auch zwischen Stadt- und Landbevölkerung. In Ägypten z.B. können auf dem Land oft nur wenige Frauen lesen und schreiben, während dies in Städten wie Kairo oder gar Alexandria ganz normal ist. Es ist, wie gesagt, schwer, eine pauschale Aussage zu treffen, denn die islamische Welt ist sehr heterogen. Das Gleiche gilt fürs Mittelalter. In Córdoba war es selbstverständlich, dass Kinder mit sieben Jahren in eine Art Elementarschule kamen und dann die Möglichkeit hatten, sich weiter zu bilden. Sklavinnen hatten, anders als so manche

freien Frauen, oft eine sehr gute Ausbildung. Insgesamt war Literalität sehr viel weiter verbreitet als zur gleichen Zeit im christlichen Europa. In Córdoba gab es an der Bibliothek auch weibliche Angestellte, meist Frauen aus Familien, in denen schon mehrere Mitglieder für die Bibliothek gearbeitet hatten.

Wie erklärt man den Bildungsverfall in späteren Zeiten?

Um die Jahrtausendwende setzte in der Theologie eine Bewegung ein, die zunächst die Philosophie und dann allmählich auch andere Wissenschaften mit Misstrauen beäugte. Was anfangs eine Angelegenheit innerhalb der Theologie war, wurde zu einer Bewegung gegen für häretisch erachtete Wissenschaften. Bei der Bücherverbrennung von Córdoba, mit der ich meinen Roman einleite, wurden die Werke vieler Mathematiker und Philosophen in die Flammen geworfen, wobei, wie ich vermute, es häufig eher um die Person des Verfassers ging als um die Inhalte. Aber es folgten auch wieder Blütezeiten.



Mezquita in Córdoba

Bücherverbrennungen waren eine Ausnahme, und nicht immer ging es dabei um Häresie: Als im 11. Jahrhundert die Bibliothek in Kairo brannte, war dies Teil eines Söldneraufstands beim Zusammenbruch der Fatimidenherrschaft. Es ging um nicht gezahlte Löhne, nicht um Ketzerei.

Wie schauen heute die islamischen Gelehrten auf diese Wendezeit zurück?

Auch da kann man nichts pauschal sagen. Die Bandbreite ist unglaublich groß. Es gibt eine sehr fortschrittliche islamische Theologie, z. B. in Ankara, die mit rein wissenschaftlichen Methoden arbeitet.

Ich habe beobachtet, wie es katholischen Theologen kalt den Rücken hinunterlief, als ein Vertreter dieser Schule in Bamberg vortrug. Sie waren richtiggehend entsetzt, wie sachlich er den heiligen Text in den historischen Kontext stellte. Es gibt Reformen, die einen modernen, humanistischen Islam anstreben.

Auf der anderen Seite sind da aber auch extrem traditionelle Gelehrte. Viele von ihnen stammen aus einfachen Verhältnissen und erhoffen sich über die Religion den sozialen Aufstieg.

Einige haben einfach nicht den Bildungshintergrund und glauben, der Islam sei 1400 Jahre lang die Religion von Frommen gewesen, bis der böse Westen kam und alles kaputt gemacht hat. Das ist natürlich eine vollkommen verzerrte Wahrnehmung der eigenen Geschichte. Gerade

im 9. und 10. Jahrhundert waren Freidenker in islamischen Ländern „in“.

Hat die islamische Welt wirklich nichts vom neuzeitlichen Gedankengut Europas mitbekommen?

Doch, natürlich. Das gilt vor allem für das Osmanische Reich. Es war seit Beginn der Neuzeit der direkte muslimische Nachbar Europas und beherrschte einen großen Teil dessen, was man im Westen als Orient bezeichnete. Es gab einen regen Austausch: Ich nenne nur das Stichwort Kaffee. Das ausgehende 17. und vor allem das beginnende 18. Jahrhundert ist von einem wahren Europa-Boom im osmanischen Reich gekennzeichnet und geht einher mit einer intellektuellen Blüte. Man baute Paläste nach dem Vorbild von Versailles. Dies ist die Zeit, die man in der Geschichte als Tulpenzeit bezeichnet: Tulpen waren damals der letzte Schrei in der Stambuler Schickeria. Ursprünglich kamen die Blumen aus dem heutigen Iran, im Osmanischen Reich hatte man sie schon seit dem frühen 16. Jahrhundert angebaut. Aber seit Frankreich und die Niederlande im 17. Jahrhundert in einen wahren Tulpenrausch verfielen und Unsummen für eine schlichte Zwiebel bezahlten, schwappte die Begeisterung zurück an den Bosphorus. Die Tulpenzeit zeichnet sich aus durch eine Vorliebe für literarische Salons, die im Freien stattfanden oder in den Häusern der Intellektuellen. Diese Salons blieben übrigens lange über die Tulpenzeit hinaus in Mode: in manchen hat man noch in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts auf Persisch über Poesie und Philosophie gesprochen. Persisch galt als schick, es war sozusagen das Französische des Osmanischen Reiches. Aber umgekehrt hat auch Europa viel aus der arabischen Aufklärung aufgenommen.

Letztere war aber wesentlich früher ...

Ja. Es gibt Motive, die sich bis zur arabischen Aufklärung zurückverfolgen lassen, z.B. das Motiv der drei Betrüger. Es wird von den europäischen Aufklärern verwendet und bezieht sich auf die Begründer der drei monotheistischen Religionen. Dieses Motiv ist über den Orient nach Europa gelangt. Es ist zwar strittig, ob es jüdischen oder islamischen Ursprungs ist, aber es findet sich schon im 9. Jahrhundert in der arabischen Welt, hat sich weiter fortgepflanzt und taucht dann in der Renaissance z.B. bei Plethon auf.

Wie waren denn die geistigen Beziehungen in der Renaissance zwischen der islamischen Welt und Europa?

Da gab es natürlich. Es gab im Zeitalter der Renaissance durchaus Europäer, die Arabisch sprachen, z. B. so große Köpfe wie Giovanni Pico della Mirandola. Arabisch und Hebräisch wurden meist gemeinsam gelernt. Nach der Eroberung von Byzanz 1453 durch die Osmanen wanderten viele griechische Gelehrte nach Westeuropa aus. Doch es gab auch enge politische und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Europa und den Osmanen. Ich zitiere immer gerne das Beispiel des Francesco II. Gonzaga, des Herzogs von Mantua, an der Wende zum 16. Jahrhundert. Er pflegte ausgezeichnete Beziehungen zum türkischen Sultan Bayezit II. Oder das Beispiel von Bayezits Bruder, eines gewissen Cem: Im Streit um den Sultanthron musste er Istanbul verlassen und floh zu den Johanniterritern nach Rhodos.

Diese schoben ihn nach Rom ab, wo der Sultanssohn monatelang am Hof des Borgia-Papstes Alexander VI. lebte. Alexander kann darüber nicht böse gewesen sein, denn für den Hofstaat seines abtrünnigen Bruders zahlte der Sultan beträchtliche Unterhaltsgelder. Und dann gab es natürlich die Übersetzerschulen; in Spanien wurden sie von Alfonso dem Weisen besonders gefördert – aber das war etwas früher.

Warum ziehen Sie es vor, diese geistigen Beziehungen in Romanform darzustellen und nicht in einem gelehrten Werk?

Ich habe immer schon gerne geschrieben - zunächst Blankverse, wie die Lehrer am Dom-Gymnasium aus leidvoller Erfahrung noch wissen werden. Meine frühesten Erzeugnisse waren Versdramen und Distichen, die ich Xenien genannt habe, diverse Gedichte. Die Prosa kam erst später. Doch es lag nahe, einen Roman zu schreiben. Dass der nun etwas zum Thema hat, was mich auch beruflich beschäftigt, liegt daran, dass ich die arabische Philosophie sehr spannend finde, aber auch daran, dass das 10. Jahrhundert auch reich an Personen ist, die ich gerne einmal kennen gelernt hätte.

Wie kamen Sie konkret auf die Konfiguration ihres Romans?

Vom Buch des Smaragds habe ich zuerst als Studentin gehört. Es wirkte auf mich ähnlich wie auf Atika: ich war fasziniert. Über Josef van Ess, bei dem ich in Tübingen studierte, habe ich das erste Mal von diesem Werk Ibn ar-Rewandis gehört. Ich fand es fesselnd: da war etwas, was ich zuvor noch nicht gesehen hatte: ein arabischer Aufklärer. Ich mochte auch den wirklich frechen und pointierten Stil Ibn ar-Rewandis und die Persönlichkeit, die sich dahinter zeigt.

Aber man kennt ihn doch nur aus Zitaten in den Werken anderer...

Dies stimmt. Das meiste kann man dem Buch seines Widersachers al-Khayat entnehmen,



der ja auch in meinem Roman kurz vorkommt. Aber er zitiert Ibn ar-Rewandi sehr ausführlich, so dass man durchaus einen Eindruck von der Person bekommt.

Und die fiktiven Personen?

Zu jeder Geschichte gehört eine bestimmte Konfiguration von Protagonisten. Dies ist die Geschichte der Jagd nach einem Buch und einer Frau zwischen zwei Männern. Atika ist ebenso neugierig wie lebenshungrig. Also lag es nahe, sie nach dem Buch suchen zu lassen und zwischen die beiden Männer zu stellen, die ebenfalls danach jagen.

Haben Sie sich da selbst in Atika hineinprojiziert?

Natürlich steckt in jeder Figur immer auch etwas vom Autor selbst. Einen autobiographischen Hintergrund hat der Roman aber nicht.

Ich denke an das, was sie auszeichnet, etwa ihre Neugierde.

Ja, das schon. Die habe ich sicher mit ihr gemeinsam.

Könnten Sie sich vorstellen, dass man ihren Roman ins Arabische übersetzt? Und wie würde er dann gelesen werden?

Mein Buch wird hoffentlich in einige Sprachen übersetzt werden, warum nicht auch ins Arabische. Es wird natürlich als ein westlicher Roman gelesen werden. Aber auch der Blick von außen auf die eigene Kultur kann interessant sein. Zumindest, wenn es ein kundiger Blick ist, und nicht die Projektion westlicher Phantasien auf „den“ Orient.

Seit wann gibt es im Arabischen Romane?

Im Arabischen ist der moderne Roman im 19. Jahrhundert unter dem Einfluss westlicher Literatur entstanden. Die arabische Tradition hat selbst eine unglaublich reiche Literatur. Das ist in der Hauptsache Lyrik, die immer ganz besonders angesehen war, sozusagen die Königsklasse. Das Narrative ist aber auch schon im Mittelalter gepflegt worden: Geschichten, Märchen, Anekdoten, die an Till Eulenspiegel erinnern, z.B. die Makamen von al-Hariri oder die Nasreddin-Hodscha-Geschichten, die bis heute weitergesponnen werden.

Wird arabische Literatur lokal gelesen oder im ganzen arabischen Sprachraum?

Es ist natürlich vorteilhaft, dass es das sogenannte Hocharabisch gibt, das in der gesamten arabischen Welt verstanden wird. Seine Funktion ist ähnlich der des Lateinischen im europäischen Mittelalter. Nachdem die meisten arabischen Autoren auf Hocharabisch schreiben, werden sie in der gesamten arabischen Welt rezipiert, es sei denn, ihre Bücher sind verboten, was schon einmal vorkommt.

Eine Nebengestalt ihres Romans, die als sehr sympathisch wahrgenommen wird, ist Fatima, die sie auch noch auf so schreckliche Weise enden lassen. Sie stellen Sie nicht nur als kluge und sachliche Frau, sondern als auch als mitfühlende Betreuerin der ihr anvertrauten Sklavinnen dar.

Sklaven wurden meist gut behandelt, gerade teure Sklaven, weil sie einen Wert darstellten. Natürlich gab es auch Arbeitssklaven, aber sie waren allgemein etwas teurer, als es im römischen Reich der Fall gewesen war. Insofern hat der einzelne Haushalt auch nicht so viele Sklaven beschäftigt wie ein römischer Haushalt der Antike. Fatima bereitet die Mädchen auf ihr zukünftiges Leben vor, sie ist ihre Ansprechpartnerin und vermittelt ihnen die erste Bildung. Weil sie selbst das Schicksal einer Sklavin kennt, versteht sie ihre Nöte. Es war aber insgesamt nicht selten, dass Sklaven zu ihrem Herrn – und auch zu ihrem Sklavenhändler – ein gutes Verhältnis hatten.

Was geschah mit einem Sklaven, wenn er krank wurde?

Das kam natürlich auf den Herrn an. Aber wie gesagt, es war nicht ungewöhnlich, dass Sklaven ein gutes Verhältnis zu ihren Herrn hatten. Natürlich gab es auch rücksichtslose und gewalttätige Herren, und vermutlich haben das vor allem Sklavinnen zu spüren bekommen. Fatima hat ja selbst eine schlimme Vergangenheit erlebt. Der Koran nennt es eine empfehlenswerte wohlthätige Handlung, Sklaven freizulassen und gut zu behandeln. Auch das islamische Recht sagt, dass sie jederzeit freigelassen werden dürfen. Wenn Sklaven heiraten wollten, dann brauchten sie die Zustimmung ihres Herrn.

Gab es auch in der islamischen Welt wie in Europa das Zusammenwachsen der Schicht der Sklaven und armen Freien zu einer Schicht der Hörigen?

Nein, in dieser Form nicht. Das lag einerseits daran, dass Sklaven sehr eng an ihren Herrn gebunden waren. Arbeitssklaven, wie sie etwa im 9. Jahrhundert im Südirak zum Abbau von Rohstoffen eingesetzt wurden, hatten wenig Gelegenheit, sich mit der Bevölkerung zu mischen. Ein Absinken in die Unfreiheit gab es andererseits (zumindest theoretisch) auch nicht, weil der Islam es verbietet, einen Muslim zum Sklaven zu machen. Ein Sklave konnte aber zum Islam konvertieren. Die Mamluken sind ein klassischer Fall: Die ersten von ihnen, die als Kriegsgefangene aus Zentralasien kamen, waren keine Muslime. Sie sind dann im Laufe der Zeit konvertiert, und ihre Kinder wurden als Muslime geboren. So hat sich ein muslimischer Sklavenstand entwickelt, der aber schon im 13. Jahrhundert die Macht in Ägypten übernahm. Diese Militärsklaven waren ein eigener Stand, der auch schon in der von mir behandelten Zeit des 10./11. Jahrhunderts sehr mächtig wurde.

Was heißt Mamluk?

Es heißt auf Arabisch einfach Sklave. Es waren hauptsächlich türkische Kriegsgefangene aus Zentralasien. Etwas Vergleichbares gab es in Córdoba mit den sogenannten Slawen, die nicht unbedingt Slawen, sondern einfach Europäer waren, und die Leibgarde des Kalifen stellten. Gleiches gab es auch in Bagdad, wo man die Türkengarde hatte.

Gehen wir noch auf die Figuren des Romans ein. Ein besonders gelungener Charakter, scheint mir der des Amr zu sein. Die seelischen Regungen scheinen bei ihm am tiefsten zu gehen.

Ich glaube, was Amr faszinierend macht, ist das Selbsterstörerische. Jeder von uns kennt an sich selbst solche Tendenzen im Kleinen. Und als Leser findet man die Schurken ja oft besonders faszinierend. Amr ist eigentlich nicht böse. Er ist jemand, der unglaublich streng mit sich selber ist, fast gnadenlos, der sich nichts verzeiht. Das ist es wohl, was ihn so faszinierend macht. Schließlich muss ja nachvollziehbar sein, warum Atika ihn so anziehend findet.

Die Figur des Sklavenhändlers Yusuf haben Sie sehr zurückgenommen.

Ja, ich habe ursprünglich erwogen, ihn prominenter zu machen. Aber dann hat ihm Fatima, weil sie für die Sklavinnen zuständig ist, den Rang abgelaufen. Außerdem ist Yusuf jemand, der seinen Handel nur sehr halbherzig treibt. Er hat das Geschäft von seinem Vater geerbt und möchte sich am liebsten zur Ruhe setzen. Er ist dankbar für alles, was Fatima ihm abnimmt.

Sind die Protagonisten nicht alle zu sehr „Gutmenschen“?

Halten Sie Amr für einen Gutmenschen, der einer wehrlosen alten Frau die Gurgel durchschneidet? Nein, sie sind keineswegs Gutmenschen. Sie sind nur nicht abgrundtief übel. Aber wer ist das schon?

Aber ist da nicht zu viel Harmonie?

Ich finde es viel interessanter, wenn die Protagonisten nicht eindeutig auf Schwarz und Weiß festgelegt sind. Wir haben vorher über Amr gesprochen. Wenn er eindeutig böse wäre, würde sich niemand für ihn interessieren, und ein Yusuf als grausamer Sklavenhändler aus dem Bilderbuch wäre auch langweilig. Ich fand es interessant, den Sklavenhandel als ein Gewerbe wie jedes andere zu zeichnen, das man von seinen Eltern erbt und mit mehr oder weniger Leidenschaft betreibt.

Wie haben Sie sich den jungen Safwan vorgestellt? Mir kommt er so unreif vor?



Brücke über den Guadalquivir in Córdoba

Ist er auch. Er ist ein verzogenes Aristokraten-ähnchen aus Córdoba, das mit seinen 18 Jahren noch nicht viel von der Welt gesehen hat und als arabischer kleiner Prinz aufgewachsen ist. Nicht gerade ein Gutmensch ..., sondern eigentlich sogar ziemlich egoistisch. Sein Wissen von der Welt speist sich aus Büchern, vor allem sein Wissen über die Frauen. Da gibt es dann große arabische Liebeslyrik. Das ist hierzulande ein wenig aus der Mode gekommen, aber wenn man die deutschen Romantiker liest, findet man dasselbe Verhalten. In der arabischen Trivilliteratur ist es ein richtiger Topos, und ich habe es auch schon selbst erlebt. Dann habe ich ein wenig in der arabischen Literatur des 10. Jahrhunderts gestöbert. Aus dieser Zeit gibt es Benimmbücher hauptsächlich für junge Männer, aber auch für Frauen. Dort liest man immer wieder, jeder junge Mann sollte lieben, das gehöre dazu und bilde den Charakter. Die Ausführungen über die Liebe sind oft ganz banal, sehr praktisch, ja fast schulmäßig – nicht ganz das, was man sich unter der großen Liebe vorstellt. Und Safwans Kopf ist voll von diesen Texten, denn natürlich hat er eine gute Erziehung bekommen, wie es für einen jungen Mann seines Standes üblich ist. Aber seien Sie nicht zu streng mit ihm. Er wird im Lauf der Reise schließlich auch noch erwachsen.

Haben Sie die beschriebenen Reisen auch selber gemacht?

Nein, nicht in dieser Form. Ich war in Córdoba und Kairo. Über Bagdad haben wir schon gesprochen. Gerade in diesem Fall hätte eine Reise allerdings auch nur wenig genützt. Ich hätte vielleicht ein bisschen Flair der Örtlichkeiten aufnehmen können, aber ansonsten ist das mittelalterliche Bagdad völlig überbaut und so gut wie gar nicht mehr vorhanden. Ich habe mittelalterliche Stadtpläne von Bagdad und Basra studiert und Reiseberichte muslimischer Reisender aus jener Zeit gelesen.

Und wie steht es mit der Wüste?

Die habe ich gesehen, genauso wie Kairouan, wo Safwan einmal übernachtet. Ich war einen Monat lang in der algerischen Wüste unterwegs. Die Fahrt durch die algerische Sahara war eine meiner schönsten Reisen. Und vieles, was im Roman an Eindrücken gelandet ist, stammt von dieser Fahrt. Unter anderem die Sandrose.

Man hat als Leser den Eindruck, dass Sie an manchen Stellen an Aktuelles gedacht haben. Stimmt der Eindruck?

Eigentlich nicht. Wenn man über religiösen Fanatismus schreibt, dann denkt jeder an moderne Fundamentalisten. Und wenn man über ein mittelalterliches Ketzerwerk schreibt, dann kommt man logischerweise zum Fanatismus. Es freut mich natürlich, dass das Buch auch eine gewisse Aktualität zeigt.

Die islamische Kultur ist ja eine, zu der nicht jeder leicht Zugang hat, und ich denke, der aktuelle Bezug erleichtert diesen Zugang. Aber es ist nicht so, dass ich beim Schreiben konkret an die Gegenwart gedacht habe.

Ich fand die Szene, in der Amr einen jungen Mann als Attentäter anwirbt, sehr plausibel und habe mir gedacht, so könnte es wirklich gehen.

Vielleicht habe ich unbewusst auch daran gedacht. Bewusst hatte ich an einen Leitfaden für Werber aus jener Zeit bei der Hand, wo es ganz klare Vorschriften gibt, wie man so etwas macht. Diese Vorschriften sind überliefert. Ich wollte es unbedingt authentisch haben, und Amr sollte es genau so machen, wie es damals üblich war. Dass es heute vielleicht gar nicht soviel anders funktioniert, denke ich auch, aber ich wollte keine moderne Szene schreiben. Das ist einfach Koinzidenz.

Ist Ihr Roman feministisch?

Nur weil eine Frau Protagonistin ist? Nein. Ich wollte eine unabhängige Protagonistin haben. Niemand liest schließlich gern einen Roman über einen schlaffen Menschen, der sich nach jedem Winde dreht. Man wird ganz gerne, wenn man über eine selbstbewusste Frau schreibt, nach feministischen Hintergründen gefragt. Aber sind die Macher von Lara Croft Feministen, weil sie eine Frau als Heldin haben? Nein, Atika ist eine ganz normale Romanheldin.

Nun es ist ja auch etwas Modernes, dass es die Mädchen sind, die Bildung haben und aufgeschlossen sind.

Statistisch gesehen integrieren sich Mädchen aus muslimischen Migrantenfamilien leichter in die westeuropäische Gesellschaft als Jungen. Das liegt daran, dass die Mädchen zu gewinnen haben, die Männer hingegen verlieren. Sie müssen auf die Überlegenheit, die ihnen die traditionelle Gesellschaft unhinterfragt über die Frauen zugesteht, verzichten. Aber auch hier gilt: Ich habe einen historischen Roman geschrieben. Meine Charaktere sind reine Fiktion. Dennoch sind viele ihrer Konflikte heute noch aktuell. Allgemein menschliche Konflikte veralten eben nicht: Vor dem Hintergrund von Zwangsheiraten und Ehrenmorden gewinnt auch ein Klassiker wie „Romeo und Julia“ wieder Aktualität. Atika hat Schwierigkeiten, die viele Frauen im Islam auch heute noch haben, entweder wenn sie sich als gebürtige Muslimin von einer sehr traditionellen Familie emanzipieren wollen, oder wenn sie als Europäerinnen in eine solche Familie einheiraten. So ist es auch für Atika nicht leicht, sich in dem vornehmen Bagdader Haushalt mit einem offenen, aber auch strengen Vater zurechtzufinden. Sie muss ihren eigenen Weg gehen, und sie findet am Schluss ihre eigene sanfte Form des Protestes.

Haben Sie auch noch Hobbys?

Ich singe nach wie vor. Ich hatte eine private Musikausbildung. In England nahm ich bei Lehrern der Guildhall School of Music and Drama an zwei Meisterkursen teil. Bei den Bamberger Symphonikern habe ich lange im Chor gesungen, habe bei Gesangswettbewerben mitgemacht und bei „Jugend musiziert“ auf Bundesebene den 2. Platz erreicht. Ansonsten betreibe ich Schwertkampf und die philippinische Kampfkunst Pekiti Tirsia Kali. Man kann sie mit verschiedenen Waffen oder auch waffenlos betreiben: mit Dolch, Stock oder Schwert. An der Kampfsportschule in Bamberg, wo ich anfangs, Kali zu trainieren, wurde zusätzlich mittelalterlicher Schwertkampf angeboten. So bin ich an mein Schwert gekommen: Modell Normannenschwert, 11. Jahrhundert, ein Kreuzfahrerschwert. Das Modell war sehr lange im Gebrauch und ist noch ein Einhänder. Erst im 13. und 14. Jahrhundert kamen dann die Aderthalb- und Beidhänder auf, die sehr langen und sehr schweren Schwerter, die man häufig in den Historienfilmen sieht. Sie sind nicht mehr primär für den Zweikampf gedacht, sondern man hat sie hauptsächlich vom Pferd aus verwendet. Und man ging davon aus, dass der Gegner eine entsprechend schwere Rüstung trägt, sonst hätte man diese riesigen, enorm schlagkräftigen Waffen ja nicht benötigt.

Was tragen Sie bei den Kämpfen?

Ganz normale Sportkleidung. Manchmal bei Auftritten bin ich mittelalterlich gewandet, aber jedenfalls trage ich keine Rüstung, höchstens einen Lederhandschuh; ich habe schon den einen oder anderen Schlag abgekrigelt. Je nach Schule kann man dann auch richtig kämpfen. Dabei trägt man natürlich Schutzkleidung wie beim Fechten.

Will man dabei seinen Gegner durchbohren?

Die Zeiten sind vorbei! Mich interessiert der Hauch von Mittelalter, den dieser Sport verströmt, die Körperbeherrschung, die körperliche Konzentration, die er erfordert, die Eleganz der Bewegungen. Das fasziniert mich. Und ganz nebenbei schützt es vor der Autorenkrankheit Rückenschmerz: Denn es kräftigt die Muskeln, die bei der Arbeit am Schreibtisch schon mal zu kurz kommen. Das Schwert wiegt immerhin 1,4 Kilogramm.

Dann ist die Schreibfeder doch leichter. Wissen sie schon, wann Ihr nächstes Buch herauskommt?

Ich hoffe, dass es noch im Herbst 2007, spätestens im Frühjahr 2008, wieder bei Piper, erscheint.

Frau Dr. Imhof, der Dom-Spiegel dankt Ihnen für das Gespräch.

Bücherecke

Agnes Imhof

**Das Buch des Smaragds
Historischer Roman**

Piper Verlag
München Zürich, 2006
EUR 19,90

Al-Afaq – Die Horizonte

*Auf den Flügeln der Vernunft
die Horizonte der Erkenntnis schauen,
mit dem Wissen um Verborgenes
einen Leuchtturm sich aus Ruhm erbauen*

(Motto Ibn ar-Rewandis)

Eine durchbrochene Lampe siebt schummrigen Schein, weißer Schleier steigt aus einer Tasse Tee, orientalische Musik. Im Hintergrund Stimmengewirr, von Ferne bellt ein Hund. Im Duft betörender Gewürze sitzt eine Frau an einem wackeligen Tisch und liest.

Was bedeutet Freiheit? Für das junge Mädchen zunächst eine lange Reise. Diese beginnt im kalten Norden der friesischen Küste, führt durch Frankreich und Spanien, hinweg über das wogende Mittelmeer, nach Kairo, Beirut, Bagdad.

Der Smaragd, sagt man, habe eine besondere Eigenschaft: dass er nämlich Vipern und sonstige Schlangen, wenn sie ihn ansehen, erblinden lässt.

Die Frau am Tisch blickt auf. Ihre smaragdgrünen Augen blitzen.

Vor 23 Jahren habe ich Agnes kennengelernt. Sie war alles andere als der Star unserer Klasse, unscheinbar geborgen in einer Gruppe von Außenseitern. Im Musikunterricht saß ich neben ihr, zur ersten Stunde hatten wir uns im Schulhaus verirrt, kamen zu spät und bildeten eine Schicksalsgemeinschaft, wobei mein musikalisches Talent in erschütterndem Widerspruch zu dem von Agnes stand.

In der 6. Klasse waren wir Banknachbarn. Geworden, nicht gewollt. Agnes zeichnete Pferde mit flatternder Mähne, sie galoppierten in schwindelerregender Eleganz und Perfektion über Löschblätter und Heftseiten. Ich mühte mich derweil mit lateinischen Fällen, doch des Lehrers Fragen konnte Agnes korrekt beantworten.

Meine Banknachbarin war nicht beliebt. Sie war sonderbar. Und ganz besonders. Erkannt habe ich das früh, unsere Ge-

meinschaft aber entwickelte sich trotzdem erst nach dem Abitur zur Freundschaft. Zu einer Freundschaft, die blieb, im Gegensatz zu all denen, die die Jugendjahre blendeten.

Agnes Imhof, geboren 1973, hatte einen Großvater, um den ich sie beneidete. Er sprach Sprachen, von denen ich nicht wusste, dass es sie gibt. Mit unglaublicher Leichtigkeit erlernte auch Agnes eine Vielzahl von ihnen. Sie hätte Sängerin werden können. Ich sah sie wegen ihrer Kenntnisse um die arabische Welt als Unterstützung zur Terrorbekämpfung. Sie entschied sich dazu, Bücher zu schreiben.

„Das Buch des Smaragds“, im Februar 2006 bei Piper erschienen, ist ihr (offizielles) Erstlingswerk. Es ist schon einmal geschrieben worden, vor 11 Jahrhunderten, als Ibn ar-Rewandi es zu Papier brachte. Nun erzählt Agnes Imhof die Geschichte aus Perspektive einer Frau. Kein Frauen-, sondern ein Historischer Roman, der den Leser auf eine Reise durch blaue Städte, Bazargetümmel, durch die Wüste und über das Meer, in Gärten und Büchereien entführt und unter die aufgeklärten Philosophen wie die Fanatiker in der arabischen Welt des 10. Jahrhunderts führt. Entführt, wie Atika, die junge Sklavin aus dem Norden, die Zeugin wird, als das legendäre „Buch des Smaragds“ als Ketzerwerk verbrannt wird.

Im Córdoba des Jahres 979 sind Sklavinnen gerne auch Gesellschaftsdamen. Man bildet sie in Mathematik und Philosophie, in Latein und Griechisch. Bildung steigert den Marktwert. Und Atika ist eine gelehrige und vorwitzige Schülerin. Sie wird von der Magie des verbotenen Buches in den Bann gezogen. Fieberhaft wie sie suchen auch zwei Männer nach der letzten Kopie des rätselhaften Werkes, um ihm sein lange gehütetes Geheimnis zu entreißen.

Agnes Imhof hat ihr Geheimnis lange gewahrt, hat auf den Flügeln der Vernunft die Horizonte der Erkenntnis geschaut und wird sich nun mit dem Wissen um Verborgenes einen Leuchtturm aus Ruhm erbauen, um den eigentlichen Helden ihres Buches nochmals zu zitieren.

Verena-Rebecca Lenz

Michael Großmeier

**Suche nach Avalun
Gedichte**

Allitera Verlag, 2006

Avalun – Der in der schrecklichen Schlacht gegen Modreds Heer tödlich verwundete Artus ließ sein Schwert Ex-calibur in einen See werfen, er selbst bestieg ein Zauberschiff. Er mache sich nun auf den Weg nach Avalun, um von seinen Wunden geheilt zu werden, lauten seine letzten Worte; dann wird er von drei geheimnisvollen Frauen nach Annwn, in die Anderwelt geleitet.

„Suche nach Avalun“ lautet der Titel von Michael Großmeiers neuem Gedichtband und des Programmgedichts (Seite 12):

*Ich habe nicht getan, was andre tun,
hab nur mit meinen Versen wie gebannt
gesucht nach dem versunkenen Avalun.*

*Und auch als alter Mann mag ich nicht
ruhn, eh ich nicht all das Namenlose hab
benannt, das finden läßt vielleicht mich
Avalun.*

Michael Großmeiers neue Gedichte, so die Verlagsankündigung, kreisen um die „Suche nach Avalun, jener sagenhaften „Insel der Seligen“, im weiteren Sinne um das „Namenlose“, das zu benennen auch noch den alternden Dichter in Atem hält, doch auch die Angst, hierfür könne ihm nicht mehr genügend Zeit verbleiben, Charon ihn vor der Zeit in seinem Kahn an das Ufer „jenseits des Styx“ rudern.

S. Freud äußerte sich einmal zu dem Phänomen, dass manche literarische Werke über die Zeiten hinweg die Menschen ansprechen, anrühren, bewegen, tief betroffen machen können, andere aber über kurz oder lang im Strom der Zeiten untergehen und, nicht mehr aktuell, lediglich auf das Interesse des Literaturhistorikers stoßen. Und er meint, dort, wo Grundkonstellationen der menschlichen Existenz im Wort des Künstlers, des Dichters ihren paradigmatischen Ausdruck finden, dort erlebe der Leser als Zwillings des Dichters: Mea res agitur.

Beim Lesen ergeht es ihm wie dem Schreibenden: Er tritt aus dem Kontinuum der programmierten Zeit, er kann zu sich selber kommen, der Augenblick der Selbstbegegnung, der im Gedicht auf ihn wartet, „taut auf“, wie es Hilde Domin einmal formulierte. Nicht in einen Elfenrurm tritt er ein, nein, in ein Kraftzentrum, von wo aus er mächtig wird, er selber zu sein. Solche Werke sind es, die nie veralten.

Michael Großmeier ist mit seinem neuen Gedichtband nicht auf dem Esoteriktrip; wer sich von den Texten Lyrisches aus dem Fantasy-Genre verspricht, wird enttäuscht sein.

Avalun ist hier nicht poetisierter Trivialmythos. Eine ganz elementare, dem Werk Großmeiers eingeschriebene Denkfigur ist die der menschlichen Existenzform eigene Spannung zwischen Ich-Bewusstsein und kreatürlichem Dasein. Die Mächte, denen gegenüber sich das Lebensgefühl des Ich-Bewusstseins als klein erfährt, werden erlebt und erspürt außen als Welt und Natur und innen als Welt des Schicksals und des Unbewussten. Sie erweisen sich als bedrohlich, übermächtig, vereinnahmend, wahrhaft tödlich.

Und diese Mächte sind zugleich von ungeheurer Faszination, treiben in Selbstaufgabe und Entgrenzung und wirken insofern ambivalent hin zur einvernehmlichen Auslöschung des Ichs und des Bewusstseins im Unbewussten.

Der Baum in mir

*Ich spüre seine Zweige in den
Fingerspitzen.
Wenn meine Haut wie Rinde Dornen
ritzen,
beginnt mit meinem Blut sein Saft zu
quillen.*

*Ich spüre seine Wurzeln in den Zehen:
Beschwerlicher wird mir das Gehen,
und meine Gier nach Erde – nicht zu
stillen!*

*Den Kreis ziehn enger um mein Herz die
Jahresringe,
und wenn ich seufze, nicht mehr singe,
ist meine Zunge, Laubblatt, schon dem
Wind zu Willen.*

(Seite 40)

Sterbenslust

*Mir wandelt sich die Gladiole
Zum Schwert, gerichtet gegen meine
Brust.
O daß doch wer zum Hieb aushole
Und stille meine Sterbenslust!*

*Das Schwert mir selbst ins Herz zu
stoßen,
das aber ging mir gegen meine Ehr!
Ein anderer führ den schonungslosen,
den Todesstoß, nach dem ich mich
verzehr!*

(Seite 85)

Genau dieses zutiefst menschliche Ausgesetztsein und der daraus resultierende Wunsch nach Erlösung sind aufgehoben in den Urbildern von Avalun oder auch Atlantis:

Lob auf Avalon

*Der alten Erde sprech ich Hohn,
doch lobe ich mir Avalon.*

*Des Lebens ledig, seiner Pein,
und ledig aller Gottheit Plage,
wünsch ich nur eines: selig sein
auf jener Insel sonder Klage.*

(Seite 78)

Sehnsucht nach Atlantis

*Ich bin der mitleidlosen Erde satt.
Auch vor der Ewigkeit bin ich erschrocken.
Ich sehne mich nach der versunkenen
Stadt,
Atlantis, die mich lockt mit ihren Glocken.*

*Ach, ruhn tief unten auf dem Grund, nicht
mehr
Von Sterblichkeit, Unsterblichkeit gepeinigt!
Unendlich strömt durch meine Brust das
Meer,
das mich von allem Erdenunrat reinigt.*

(Seite 79)

Jedem von uns ist unausweichlich im Tod der Untergang des Ich-Selbst vorgegeben.

Die Braut

*Ich wandle mich im Traum
Zu einem alten Baum.*

*In meine Rindenhaut
Wer schneidet roh ein Herz –
Im Liebesschmerz, im Scherz?*

*Herzwunde blutet Harz,
gallbitter und gallschwarz.*

*Der bald ich angetraut
La mort ist's, meine Braut!*

(Seite 45)

Indes, im Akt des Künstlerischen wird jenes „Kein Mensch muss müssen“ verwirklicht, der Akt des Schreibens und komplementär dazu, wenn er sich mit der Essenz der Erfahrung des Lesers füllt, des Lesens ist der Triumph der Bewusstmachung auf der Bildebene; das Abenteuer des Schöpfertums macht das Bewusstsein der *natura naturans* gleichwertig, macht es kraftvoll und zum Gegengewicht des tragischen Aspekts der Vergänglichkeit.

September

*Das bittere Sterben ihnen zu versüßen,
September kocht den Wespen Saft und
Seim.
Mich läßt er für die Lust zu leben büßen:
Der welschen Nüsse Fall und Niederprall
Nehm ich als Gleichnis für den eignen
Fall.
Schon schwankt der Boden unter meinen
Füßen.*

*Wird halten eine Hand mich insgeheim?
Was könnt das bittere Sterben mir
versüßen,
wenn nicht der bis zuletzt durchlittne
Reim!*

(Seite 17)

Eisblumen

*Eisblumen, ach, wie oft behaucht,
sie wuchern mir die Augen zu,
und auch mein Atem ist verbraucht!
Die Maus nistet im leeren Schuh.*

*Im Herd ein angesengtes Scheit.
Aus meinem Fleisch tritt das Skelett
Und legt sich nächtens mir zur Seit;
Es ist mein Schlafgenoss im Bett.*

*Was fängt mein Fährmann, Charon, an,
wenn ihm das Eis das Ruder bricht?
Mir wird ein Vers zum leichten Kahn,
der setzt mich über ins Gedicht.*

(Seite 26)

Besonders schön das letzte Gedicht des Bandes, das die Metaphorik des Logos, des Wortes, mit den Bildern der Vergänglichkeit zu einer unauflöselichen Einheit verbindet, in der die Spannung zwischen den Polen des menschlichen Daseins in der *participation mystique* wechselseitiger magischer Abhängigkeit und Bedingtheit aufgehoben ist.

Auferstehung

*Aufersteht der Zungen Staub
Als das sprachbeseelte Laub?*

*Blatt an Blatt spricht Wort an Wort,
zeugt die Auferstehung fort.*

*Steht die Zunge auf als Blatt,
das zum Wort gefunden hat,*

*bin ich auferstehungsfroh,
meine Zunge ebenso,*

*sprech der Auferstehung Lob,
die den Staub zum Wort erhob.*

(Seite 99)

Artus machte sich auf den Weg nach Avalun, um von seinen Wunden geheilt zu werden. Heilung bringt Michael Großmeiers „Suche nach Avalun“ nicht, aber es lädt uns ein, innezuhalten, uns vom bloßen Funktionieren zu befreien, es lässt uns Atemraum gewinnen, der unser Eigenstes ist. In dem Sinne ist es ein Wegweiser für Avalunsucher.

Peter Waltner

Dr. Ludwig Zehetner

Bairisches Deutsch

edition vulpes e. K.
Regensburg, 2005
EUR 29,00

Gefährdete Arten

Auf der roten Liste steht sie wohl noch nicht, die bairische Sprache, aber so gefährdet ist sie womöglich doch, dass man sie pfleglich behandeln muss. Also der bayerische Dialekt eine Sprache? Und gar in Gefahr?

Wer Ludwig Zehetners Buch BAIRISCHES DEUTSCH zur Hand nimmt, findet die erste Frage gleich im Untertitel beantwortet: „Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern“. Die zweite Frage beantwortet sich auf den nächsten 488 Seiten.

Dr. Ludwig Zehetner, Schüler des Dom-Gymnasiums Freising, Abiturjahrgang 1958, bis zur Pensionierung Studiendirektor (Deutsch/Englisch) und stellvertretender Schulleiter am Musikgymnasium der Regensburger Domspatzen, seit 1979 Lehrbeauftragter für Bairisch an der Universität Regensburg, hier seit 1999 Honorarprofessor für dieses Fachgebiet, hat ein gewichtiges und trotzdem sehr handliches Buch vorgelegt, das bei dem immensen mundartlichen Wissen des Verfassers und seiner bestechenden Sorgfalt mit 29 Euro überraschend preiswert ist (dritte, erweiterte Auflage bei edition vulpes e. K., Regensburg, 2005).

Nun kann man gleich mitten in die 358 Seiten des Lexikonteils springen, der wirklich höchst vergnüglich ist. Und wer das tut, ist sozusagen gewappnet und hat immer eine wissenschaftlich begründete, unschlagbare Waffe gegen Sprachpanscher, Werbefritzen und Komödiendahlhanswurschten zur Hand. Aber er bringt sich um die „Vorbemerkungen“ und die „Einleitung“ mit den Sprachkarten, auf denen Nordbairisch fast bis Hof reicht, während es als Südbairisch noch Klagenfurt und Bozen umfasst. Bedauerlich, aber notwendig, dass der Verfasser die Sprache eines so großen Gebietes wie ein Pfleger behandeln muss. Aber er tut es fachkundig und vor allem liebevoll, führt namhafte Zeugen an (Hofmiller, Steininger, Herzog), die ihre Muttersprache ebenso respektvoll verteidigen, und setzt „dieser Ausprägung der deutschen Sprache ... noch vor den Umbrüchen der späten 60er Jahre, noch bevor sich die allgemeine Säkularisierung und Urbanisierung durchzusetzen begann ... ein Denkmal ...“ Doch bei aller Gefahr durch „eingebayerete“ Anglizismen und umgangssprachliche niederdeutsche Sprachbrocken dürfte allerdings die folgende

Feststellung des Verfassers diskussionswürdig sein: „Die deutsche Sprache in Deutschland ist nicht undifferenziert fassbar als ‚Binnendeutsch‘ ... Das Bestreben, ein einheitliches bundesrepublikanisches Deutsch durchzusetzen, verkennt die Tatsache, dass die deutsche Sprache kein eigentliches Zentrum hat, sondern eine Vielzahl von prinzipiell gleichwertigen Zentren aufweist. Deutsch ist eine ‚plurizentrische Sprache‘ ... Solches dürfte nun auf alle ei-



nigermäßen ausgedehnten Staatengebilde zutreffen. Großbritannien und Frankreich, um nur zwei europäische Länder anzuführen, haben ebenfalls große Dialektgesetze von Nord nach Süd und von Ost nach West zu bewältigen.

Trotzdem haben sie zum Beispiel in ihren jeweiligen Nationaltheatern, wie immer sie heißen mögen, Einrichtungen, die auf eine überregionale Sprache und Aussprache achten. Das mag man Kunstsprache nennen, aber der abwertende Beigeschmack dieses Begriffs verfliegt, wenn man ihn nicht von „künstlich“, sondern von „kunstvoll“ ableitet. Lessing, Kleist und die Weimarer Klassiker haben mit dieser Kunstsprache gearbeitet.

Der Rückzug auf die oben zitierte Feststellung, dass die deutsche Sprache kein eigentliches Zentrum habe, scheint aus unserer Nachkriegsgeschichte herzzurühren. Tatsächlich hatten wir jahrzehntelang kein politisches und kulturelles Zentrum und wir sind wohl noch lange nicht damit fertig, es in Berlin neu zustande zu bringen.

Die „Erläuterungen zu den Lexikonartikeln“ sind naturgemäß emotionslos und sachlich. Aber auch sie lohnen das Durchackern und bieten dem Sprachnormalverbraucher manches Neue, und seien es nur präzise Bezeichnungen wie Schweifklammer oder Tilde.

Der Nutzer, denn das Buch ist im besten Sinne ein Gebrauchsgegenstand, landet nun im Hauptteil, dem Lexikon, erwartungsgemäß bei „a“. Aber er bleibt gleich bei zwei verschiedenen a-Lauten hängen, a ist eben nicht nur a, und schon ist der Reichtum der bairischen Sprache angedeutet: a wie bei „Entweder oder, Katz oder Koder“ und à mit Gravis-Akzent: „Kathl“ oder „Wasserl“. Die Fülle an Wortmaterial sei hiermit nur angedeutet, ein Sprung zum Ende des Alphabets bekräftigt, dass die rund 4000 Stichwörter eine höchst unterhaltsame Lektüre abgeben: „Zwurkel, Zwurgel, der, das, (mundartlich): a) kräftiger Gehstock mit gegabeltem Handgriff. b) kleine Person, Zwerg, kleines Kind, = Wuzerl, Zwackerl. Bedeutung a) weist auf Verkürzung aus Zwiefurkel= >Zweiergabel>“.

Das Lexikon ist gefährlich wie alle Lexika, es verleitet dazu, sich in dem sinnlichen Wortschatz zu verlieren. Und es verlockt darüber hinaus im Gedächtnis zu kramen, kaum noch gebrauchte, halb vergessene Mundartwörter hervorzuholen und sie probenhalber im entsprechenden lexikalischen Ort einzupassen. Und siehe da, man stößt auf keine Lücke, dieser Triumph bleibt einem versagt, immer ist das rare Wort schon zur Stelle wie der Igel beim Wettlauf mit dem Hasen, mit Geschlechtswort, Pluralbildung, Aussprache, Bedeutung, Ableitung und Abwandlungen. Man gibt sich geschlagen und hat jetzt Zeit, sich in den Belegstellen umzutun. Und da liegt ein weiterer großer Vorzug des neuen Zehetner. Hier kommen vor allem auch jüngere und junge Autoren zu Wort, die kraft ihrer Lebensdaten zeigen, wie lebfrisch die bairische Sprache auch heute ist. Man findet sie von Achternbusch über Amery, Bauer, Fleisser, Graf, Horváth, Kroetz, Sperr bis Wimschneider und Ztg. (= diverse Tageszeitungen, die übrigens manchmal Zeugnis für vermanshtes Bairisch ablegen).

Die folgenden zweieinhalb Seiten „Gamatikwegweiser“ sind nicht leicht zu lesen und erfordern häufiges Vor- und Zurückblättern. Möglicherweise wären hier ein Verzicht auf allzu spartanische Knappheit und Übersetzungen der Fachwörter hilfreich.

Es folgt nun ein besonders verdienstvoller Bestandteil, das „Umkehrwörterbuch“, das zweiseitig gedruckt nichts von sich hermacht und doch allen denen eine unentbehrliche Hilfe ist, die neudeutsches modisches „Wortgut“, unsinnliche, vorgestanzte Ausdrücke und plattgewalzte Redewendungen über Bord werfen wollen. Sie können im Umkehrwörterbuch mit seinen 4400 Stichwörtern prallere, originellere Anregungen finden und ziehen dann die „Rotzpippen“ für das „altkluge Kind“ an Land, oder das „wampert“ für „beleibt“, und was ist schon der Friseur gegen den

Baderwaschl, der Gauner gegen die Brüder Bazi, Falott, Schlawiner und Schlawuzi, denen man kein Gedenkkreuz (Marterl) setzt, weil sie zu Lebzeiten nicht gefügig (handsam) gewesen sind?

Natürlich will auch Zehetner nicht am großen Andreas Schmeller vorbeikommen. Aber sein Buch hat den unschätzbaren Vorteil, umgänglicher zu sein, aktueller in den Zitaten und Belegen, handlicher, sozusagen taschenfähiger und „volkstümlicher“ im Preis. Wer seine Sprache liebt und sie bewusster benützen will, kommt auch als Nichtbayer an diesem „Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern“ nicht vorbei.

Reinfried Keilich

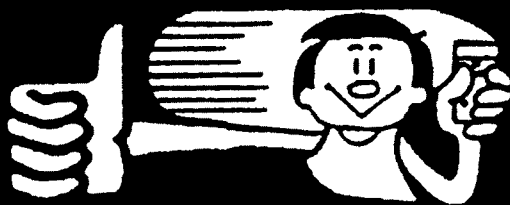
Veranstaltungshinweis

Zu einer „humorvoll-musikalischen Reise durch die liebenswerten Eigenheiten unserer ersten und eigentlichen Muttersprache“ zusammen mit der oberbayerischen Liederschreiberin **Barbara Lexa** unter dem Titel „LEX –LEX“ lädt unser Mitglied **Dr. Ludwig Zehetner**, der „Bairisch-Professor“, ein:

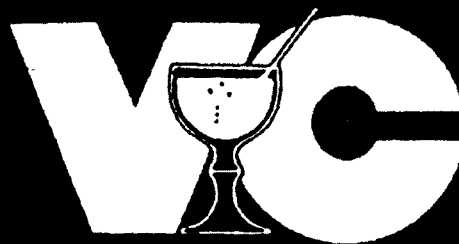
Samstag, 16. September 2006, 20Uhr,
Grüner Hof, Freising
Telefon 08161/85256 (Vorverkauf)

Samstag, 23. September 2006, 20 Uhr,
Jägerwirt, Kirchbichl, (Tölz)
Telefon 08041/9548 (Vorverkauf)

B Ü C H E R K Y R I O S F R E I S I N G



**Nach dem Trimmen
Trink täglich**



**Die Erfrischung mit den
5 Vitaminen.**

Seit über 75 Jahren Ihr guter Partner für Getränke

SEIT 1929
Getränke HIRSCHMANN
Freising Sonnenstr. 20 · Ruf 6 29 31

Klassentreffen

Klassentreffen der Absolvía 1981 am 6. Juni 2006

Schon im Vorfeld war die Resonanz sehr groß und ca. 60 Absolventinnen und Absolventen sowie Lehrer hatten ihr Kommen zugesagt. Wir trafen uns auf dem Domberg im Arkadenhof des Kardinal-Döpfner-Hauses zum Sektempfang. Auch unser ehemaliger Direktor Herr Diepolder ließ es sich nicht nehmen, mit uns auf das Wiedersehen nach so langer Zeit anzustoßen. Um 15 Uhr führte uns Herr Dr. Benker durch unser altes Schulgebäude, in dem jetzt die Dombibliothek untergebracht ist. Dennoch konnten wir uns in den Räumlichkeiten an unsere gute alte Schulzeit erinnern. Im Garten bot sich bei bestem Wetter Gelegenheit für unser Gruppenfoto. Danach ging es zum geselligen Beisammensein ins „Huber-Weiße“, wo wir fast bis Mitternacht zusammensaßen. Ganz besonders gefreut hat uns, dass auch mehrere Lehrer mit dabei waren. Ein Highlight des Abends war ohne Zweifel der Film über die Klassenfahrt nach Rom, den Frau Schmid in „Originalqualität“ präsentierte. Den Abschluss unseres Treffens feierten wir dann bis ca 2 Uhr morgens in Maxis Bar.



Knieend von links:

Bernd Nowotny, Ernst Höfler, Edi Schmid, Martin Ehrmeier, Doris Burghart-Kirsch, Babsi Schmid, Helmut Spann

Stehend unten von links:

Georg Mederl, Hildegard Siebler-O'Neill, Andi Pflügler, Ingeborg Schraml-Huber, Manfred Schmied, Angelika Konrad-Engst, Ulli Gaissmaier, Klaus Weinmann, Evi Wirth, Wolfgang Schön, Christine Schnitzer, Stefan Schommert, Stefan Maidl, Andreas Huber, Annette Neumair, Reinhard Riedl, Gudrun Ziegler, Martina Ziegler, Rainer Ziegler, Meggy Ettelt, Bernhard Bauer.

Stehend oben von links:

Gerhard Häring, Christian Schmitt, Christiane Bencze, Wolfgang Heller, Thomas Artmann, Martin Steck, Regine Wingens, Andi Schmid, Ruth Hau, Ulli Hindelang, Elisabeth Erl, Elvira Müller, Annette Siegmund, Jürgen Ziegler

Die Absolvía 1981 ist auch im Internet präsent: <http://www.dom-absolvía1981.de>

Klassentreffen

Treffen der Absolvía 1956

Die drei Klassen der Absolvía 1956 trafen sich am 30. April und 1. Mai 2006 zur Feier der 50. Wiederkehr ihres Abiturs vor einem halben Jahrhundert, Anlass genug, um gleich zwei Tage beisammen zu bleiben. Dem gegenseitigen Wiedersehen folgte am Sonntag gleich ein Wiedersehen mit der Stadt Freising in einer fachkundlichen Führung durch die bewährte Stadtführerin Frau Hedi Renner, die uns zeigte, was sich in unserer alten Schulstadt seither verändert und erneuert hat. Dann wurden im Weißbräu Huber bis spät in die Nacht Erinnerungen, Familiennachrichten und Lebenserfahrungen ausgetauscht. In noch größerer Zahl versammelten wir uns in der Marienkapelle des Kardinal-Döpfner-Hauses zu einem Gedenk- und Dankgottesdienst, den wie immer unser Mitabsolvent Ludwig Prediger zelebrierte. In den freudigen Dank klang das wehmütige Gedenken an die nun schon zahlreichen Mitabsolventinnen und Mitabsolventen, die nicht mehr unter uns weilen.



Eine große Freude war uns, dass wir in unserer Mitte auch noch ehemalige Lehrer begrüßen durften: Herrn Dr. Karl Bayer, Herrn Ludwig Burgermeister und Frau Gretl Burgermeister, Herrn Wolfgang Diepolder und Herrn Herbert Rott. Frau Antonie Goldhofer schrieb uns einen Gruß-brief. Nach dem Gottesdienst und obligaten Fototermin fanden wir in einem separaten Saal des Bildungszentrums ein herzliches Willkommen mit einem reichlich gedeckten Mittagstisch voller vorzüglicher Speisen. Eine Festansprache von Dr. Ludwig Lettenmayer, des Präsidenten unseres langjährigen Festkomitees, eine Dia-Schau mit Bildern aus der Schulzeit und natürlich Gespräche über Gespräche gaben dem fröhlichen Schmausen Würze und Akzent. Mit Kaffee und selbstgebackenen Kuchen und vielen guten Vorsätzen zu baldigem Wiedersehen klang der Nachmittag langsam aus. Schön war es.

Aus dem Vereinsleben

Veranstaltungen und Engagement im vergangenen Jahr

Ein Freund, ein guter Freund...

Einer allein ist ja schon sehr schön, beim Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums haben sich aber fast 400 zusammengefunden, die ihr Wohlwollen gegenüber der Schule verbindet. Ob nun ehemalige Schüler, pensionierte Lehrer oder Aktive – es eint sie die gute Beziehung zu „ihrem“ Dom-Gymnasium und der Wunsch, mit dem Ende der Schulzeit die Kontakte nicht abreißen zu lassen.

Ziel des Vereins ist es vordringlich, die Schule als Ganzes in ihrem Bildungsauftrag zu unterstützen, einzelne Projekte zu fördern und das herausragende Engagement bestimmter Personen oder Gruppen zu honorieren. Darüber hinaus bietet der Verein mit zahlreichen Veranstaltungen in und außerhalb der Schule aber auch Gelegenheit, Klassenkameraden und Lehrer wieder zu treffen oder neue Kontakte zu knüpfen. Nicht zuletzt erfüllt der Dom-Spiegel eine wichtige Aufgabe als Informationsmedium über die Tätigkeiten der Schule und des Vereins, ist aber auch ein Fundus für Berichte und Geschichten von und über ehemalige Schüler, Lehrer und Freunde des Dom-Gymnasiums.

In einem kurzen Rückblick möchte ich die Veranstaltungen und das Engagement des Vereins im vergangenen Schuljahr wiedergeben.

Zum zweiten Mal hat der Verein eine Informationsveranstaltung für die Schülerinnen und Schüler der Kollegstufe 12 angeboten, bei der nach einem Eingangsreferat des Vizepräsidenten der FH Weihenstephan, Prof. Dr. Donnchadh Mac Cárthaigh, Mitglieder des Vereins aus erster Hand über die Chancen und Zukunftsaussichten verschiedener Berufsfelder informierten. Die Veranstaltung etabliert sich und wird in diesem Jahr mit der Präsidentin der FH München, Frau Prof. Dr. Marion Schick als Hauptrednerin fortgeführt. Ebenfalls zum zweiten Mal wurde der mit 500 Euro dotierte Anerkennungspreis für ehrenamtliches Engagement an drei Absolventen verliehen. Als Erinnerung an den großen Tag wurde von jedem Abiturient ein Photo angefertigt, das ihn bei der Zeugnisverleihung durch den Schulleiter zeigt. Auch diese beiden Punkte sollen fester Bestandteil des Schullebens werden und finden in diesem Jahr wieder statt.

Finanzielle Hilfe gewährte der Verein unter anderem der Sammlung Physik für die Anschaffung eines Teleskops sowie bei der Aufbesserung des Budgets für die Theatergruppen.

Nach den letztjährigen Wogen in der Diskussion um die Schulgottesdienste ließ

der Verein im vergangenen Herbst Taten folgen und übernahm die Vorbereitung des Gottesdienstes für die verstorbenen Schüler und Lehrer. Der Gottesdienst, der in diesem Schuljahr besonders unter dem Eindruck des Todes der Schülerin Marina Albrecht stand, fand in der Stadtpfarrkirche St. Georg statt und wurde von Pfarrer Friedrich sehr einfühlsam zelebriert.

Aus dem Programm von Vorträgen des Vereins, die abends in den Musiksälen der Schule stattfinden, sei ein kurzer Querschnitt erlaubt: Unsere kleine Vortragsreihe Osteuropa mit Diavorträgen über Radtouren in das Baltikum (Wolfgang G. Illinger) und über die polnischen Städte Breslau, Danzig, Warschau und Krakau (Lothar Schönhärl) sowie dem Vortrag über die Arbeit des kirchlichen Solidaritätswerks Renovabis (Martin Lenz) bildete den Anfang, eine Autorenlesung mit der ehemaligen Schülerin Agnes Imhof aus ihrem Erstlingswerk, dem historischen Roman „Das Buch des Smaragds“ war ein erster Höhepunkt, der fulminante Vortrag von Prof. Wilfried Stroh „Weltsprache Latein – Lateinstadt Freising“ setzte den abschließenden Akzent. Ein Novum war in diesem Schuljahr die Mitgliederfahrt nach Passau unter der Führung von Mitglied Dr. Reinhold Plenk. Der sehr gute Erfolg dieser Fahrt ermutigt uns, im kommenden Jahr wieder eine Tagesreise in die nähere Umgebung anzutreten.

Nun stehen Neuwahlen des Vereinsvorstands an, die in der Führungsriege einige Veränderungen bringen wird. Dr. Florian Herrmann steht aufgrund seiner beruflichen Verpflichtungen nicht mehr als stellvertretender Vorsitzender zur Verfügung. Er hat dieses Amt seit der Gründung des Vereins bekleidet und das Ruder streckenweise auch ganz übernommen, als der langjährige Vorsitzende Martin Gleixner zum Aufbau Ost beordert war. Ich danke Herrn Dr. Herrmann für seinen Einsatz und hoffe, dass er zumindest als Beisitzer weiter an der Gestaltung der Vereinsarbeit teilnehmen kann.

Mein herzlicher Dank im Namen des ganzen Vereins gilt unserer Schatzmeisterin, Frau Elisabeth Kuhn. Seit der Gründung des Vereins bestimmt sie die finanziellen Geschicke der Freunde des Dom-Gymnasiums wesentlich. In wohltuend unaufgeregter Weise hat sie alle Vorgänge im Zusammenhang mit der Erhebung der Mitgliedsbeiträge, Rechnungen und die Erstattung angefallener Unkosten bearbeitet. Sie hat dabei den Kassenprüfern durch perfekte Buchführung deren Amt sehr leicht gemacht – nie gab es auch nur den Ansatz einer Kritik. Unmengen von

Spendenquittungen hat sie in dieser Zeit ausgestellt, manch säumigem Zahler sanft aber nachdrücklich erinnert. Ihr Verdienst um den Verein kann man mit Blick auf die Mitgliederzahl (400) und ihre Amtsjahre (14) nur erahnen. Und in anerkennender Dankbarkeit sagen wir: Vergelt's Gott! Wiederholen und bekräftigen darf ich auch den aufrichtigen Dank an Sie, die Mitglieder des Vereins, die Sie mit Ihren großzügigen Spenden die Arbeit zum Wohle der Schule überhaupt erst ermöglichen.

Wenn Sie Fragen zur Arbeit des Vereins haben, Anregungen für unser Programm, Bitten um Förderung von Projekten oder Kritik am Vergangenen äußern wollen, zögern Sie nicht, mich anzurufen (0172 77 37 566).

Wolfgang G. Illinger
1. Vorsitzender

Der schöne Mammon...

versetzt den Vorstand in die Lage, den Zielen des Vereins entsprechend die Schule, einzelne Gruppen oder besonders verdiente Schüler zu fördern oder ihr herausragendes Engagement zu honorieren. Den überwiegenden Teil der finanziellen Mittel stellen Sie als Mitglieder durch Ihre Mitgliedsbeiträge und Spenden großzügig zur Verfügung.

Fast 75% der Mitglieder machen dabei schon seit Jahren von der Möglichkeit des Bankeinzugs Gebrauch. Dieses Verfahren entlastet unsere Schatzmeisterin Frau Kuhn in doppelter Weise: Erstens können die Beiträge mit geringem Verwaltungsaufwand in Zusammenarbeit mit unserer Bank eingezogen werden. Zum Zweiten genügen seit zwei Jahren die Kontoauszüge mit der entsprechenden Abbuchung gegenüber dem Finanzamt als Nachweis über Spenden an den gemeinnützigen Verein. Das aufwändige Ausstellen von Spendenquittungen fällt damit weg.

Darum bitte ich an dieser Stelle all jene Mitglieder, die noch nicht am Bankeinzug teilnehmen, unserer ehrenamtlich tätigen Schatzmeisterin das Amt zu erleichtern:

Füllen Sie bitte das Änderungsformular am Ende dieses Dom-Spiegels aus und erteilen Sie dem Verein eine jederzeit widerrufliche Einzugsermächtigung für Ihren Beitrag. Sie gehen keinerlei Risiko ein, können die Zahlung nicht vergessen, bekommen automatisch eine anerkannte Spendenquittung und reduzieren unsere Kosten und den Aufwand erheblich. Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit.

Das Dom-Gymnasium

im Schuljahr 2005/06

Bericht des Schulleiters

G 8 und kein Ende

oder: Was ist eine gesunde Schule ?

Die letzten Nachhustgefechte der Verteidiger des neunjährigen Gymnasium (zu denen auch wir am „Dom“ gehören) sind vorbei. Das G 8 ist in seiner Rechtmäßigkeit – anderes war nicht zu prüfen – höchststrich-terlich bestätigt. Wir richten uns darauf ein und versuchen, das Beste daraus zu machen, weil

1. wir loyale Staatsbeamte sind,
2. das G 8 eine nicht zu blockierende europäische Anpassung bedeutet,
3. das G 8 unbestreitbar auch seine Vorzüge hat und
4. für die Zufriedenheit mit dem Schicksal immer noch der Operettenhit gilt:
„Glücklich ist, wer vergisst,
was doch nicht zu ändern ist.“

Die Unruhe und der Wirbel des Widerstandes haben der Schule nicht geschadet. Wir waren durch die Auseinandersetzung gezwungen, Grundsätzliches unseres Auftrages und unserer Ziele zu überdenken und uns über unsere tägliche Arbeit Klarheit zu verschaffen. Wann tut man das in der Mühle der ständigen Pflichten schon! Freilich ging dabei der Weiterentwicklung des Unterrichtes viel Energie verloren. Und doch tat sich Erstaunliches im abgelaufenen Jahr:

Lernziele und Lern- wie Lehrmethoden haben sich auf den Weg einer Umorientierung begeben, ohne dass die Öffentlichkeit groß davon Notiz nahm, ja ohne dass die Schule selber das so deutlich gewahrt. Vereinfacht gesagt verlagern wir unseren Focus von dem, was wir, die Lehrer, an Stoffen und Inhalten vermitteln zu dem, was die Schüler sich aneignen und behalten. Zwischen beiden besteht bekanntlich und bestand immer ein gewaltiger Unterschied.

Jetzt darf aber das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Das bayerische Gymnasium ist als stofforientierte Lernschule weder so schlecht noch so un-menschlich (d.h. nicht jugendgerecht), wie es von nordwestlichen Elternvertretern fernsehverstärkt gerne angeprangert wird. Pisa hat ja uns und nicht unseren innerdeutschen Kritikern Recht gegeben.

Aber wir Lehrer waren, geführt von unserer Selbstverpflichtung dem Lehrplan gegenüber, den wir noch immer zuvorderst als Stoffplan lesen, in unserer Eigenbilanz zu-nächst fixiert auf den Stoff, den wir mit der

Klasse durchgenommen haben. Und wir haben große Anstrengungen unternommen und sind darin sogar in die Weltspitze gekommen, diese Stoffvermittlung zu perfektionieren. Im Rückblick erinnert unser Bilanzieren an Erfolgsmeldungen sowjetischer Agrarwirtschaft: Herausgestellt wurde, wie viele Hektar Weizen man abgeerntet habe und nicht, wie viele Tonnen Mehl davon beim Verbraucher oder im Laden angekommen sind. Diese Differenz war bekanntlich auch gewaltig und ein dicker Sargnagel des Systems.

„**Ergebnisorientierter Unterricht**“ heißt also das (nicht so neue) Schlagwort. Wir müssen sehr bedacht sein, dass es nicht eine alles andere vernachlässigende Modetorheit wird. Auch in der Pädagogik gibt es sie immer, und sie wird an jungen Menschen und ihrer Zukunft erprobt!

Bei der Umstellung auf das G 8 waren wir in den vergangenen zwei Jahren noch sehr mit Äußerlichkeiten und Rahmenbedingungen beschäftigt, die innere Reform litt darunter. Bei diesem Rahmen ist nämlich eine wesentliche Frage noch offen: **Ganztages- oder Halbtages-schule?**

Das G 8 weitet den Unterricht in den Nachmittag hinein aus, auch wenn die Staatsregierung nicht mehr von den ursprünglich zu Qualitätssicherung als unabdingbar erachteten 36 Wochenstunden spricht. Ursache des Rückzuges ist nicht, wie offiziös verlautbart, dass man die Kinder nicht überfordern wolle und dass mit 33 Wochenstunden das bisherige Abiturniveau zu halten wäre, sondern schlicht der Finanz- und Lehrermangel. Mit der Unterrichtsausweitung schleicht sich aber ein fundamentaler Fehler ein: Unser Unterrichten war und ist immer noch abgestimmt auf die Halbtages-schule. Ich wage zu behaupten, dass nirgends in der Welt pro Unterrichtsstunde so komprimiert am Stoff gearbeitet wird wie im deutschsprachigen Gymnasium. Andere Systeme haben ja mehr Zeit zur Verfügung. Diesen Intensivunterricht weiten wir jetzt einfach auf den ganzen Tag aus. Dies läuft an der menschlichen Natur vorbei und kann nicht gut gehen. Auf Wunsch der Elternmehrheit hatten wir den **Nachmittagsunterricht** in den 6. und 7. Klassen auf je einen Nachmittag zusammengelegt. Für die Schüler bedeutete dies z.B. am Dienstag 6 + 4 Stunden Unterricht, Ende 17 Uhr, Ankunft zu Hause mit dem Bus nach 18 Uhr, wenn die Eltern ihre Kinder nicht gleich in Fahrgemeinschaften an der Schule abholten. Die Autopulks vor dem Haupttor sprachen für sich. Entsprechend erschöpft waren die Kinder nach so einem langen Schultag. Er war aber innerlich noch nicht zu Ende: Zwar gibt es von ei-

nem Langtag auf den nächsten Normaltag keine Hausaufgaben, aber darüber hinaus sehr wohl. So muss ein Kind schon sehr vorausschauend und diszipliniert disponieren, um am Abend des Langtages die beruhigende Sicherheit zu haben, dass für den nächsten Vormittag, 6 Stunden, alles schön vorbereitet und erledigt sei: Die Eltern stimmen mittlerweile voll zu, den Unterricht auf zwei Nachmittage zu verteilen. Besucht ein Kind noch ein Wahlfach, sind damit schon drei Nachmittage angeknabbert. Das kann nicht nur für die vielen Fahrschüler ein Problem werden.

Für die Eltern ist unser System eine Halbheit: Auch die kleineren Kinder kommen tageweise mittags nicht alle nach Hause, ohne dass man sich auf einen allgemeinen Nachmittagsunterricht einstellen könnte. So ist also weder denjenigen Eltern geholfen, die auf eine Ganztagesbetreuung angewiesen sind, noch jenen, die ihre Kinder nachmittags gerne zu Hause und in ihrer Erziehungsobhut hätten. Damit können beide Parteien derzeit nicht mit uns zufrieden sein. Die besser organisierte ist momentan die Halbtagsfraktion. Sie hat über verschiedene Kanäle die Reduzierung der Wochenstundenzahl verlangt. Der Minister kam ihr im vergangenen Jahr sicherlich entgegen, vielleicht auch aus populistischen Notwendigkeiten, eher aber aus Sparzwängen heraus. Er stellte jedoch genau die (teuren) Positiva des G 8 zur Disposition, die Intensivierungsstunden. Wir sind diesen Weg am Dom-Gymnasium nicht mitgegangen und blieben bei den erhöhten Stundenzahlen. Nicht umsonst wird immer öfter der Satz kolportiert, die CSU hätte, als sie einstens das Privatfernsehen erlaubte, im Gegenzug die Ganztages-schule einführen sollen. Wie weit die medial vermittelte Realität das durch primäre Erfahrungen konstituierte Weltbild in den Köpfen unserer Kinder bereits ersetzt, das kann man erahnen, wenn man Erlebnis-aufsätze der Unterstufe liest, sich unsere Big-Band-Konzerte anhört oder sich die Aufführung des experimentellen Theaterkurses von Frau Kistler ansah, wo es genau um diese Erfahrungsverarbeitung geht.

Die Schulleitung plädiert dafür, den den Kindern zustehenden Unterricht voll zu erteilen. Um die Heimkehrzeiten für die Eltern verlässlich zu machen, sollen nicht nur am Vormittag evtl. Lehrerausfälle durch Vertretungen aufgefangen werden, sondern auch am Nachmittag. Das stößt aber auch bei den Lehrern rasch an eine Zumutbarkeitsgrenze. Zwar sind viele Lehrer inzwischen mindestens tageweise acht bis neun Stunden in der Schule, aber sie finden hier noch nicht die entsprechen-

den Arbeitsplätze vor. Die Stadt Freising hat sich unser Problem jedoch nun zu Eigen gemacht und zugesagt, bis zum Herbst 2006 zehn (von notwendigen 30) neue PC-gestützte Arbeitsecken außerhalb des Lehrerzimmers einzurichten.

So signifikant dies für einen Wandel ist, so wichtig für Lehrerzufriedenheit und Lehrergesundheits, es ist doch ein Teilproblem. Wir müssen uns in den nächsten zwei Jahren ernsthaft mit der **Rhythmisierung des Schultages** auseinandersetzen. Kinder brauchen, mehr als wir Erwachsene es für uns zugestehen wollen, den Wechsel von Phasen der Anspannung mit solchen der Entspannung: Lernen und Spielen, Abstrahieren und Gestalten, Sitzen und sich Bewegen, das will in einen natürlichen Rhythmus gebracht werden. „Gesunde Schule“, das wäre ein zu überlegender Leitgedanke für Lehrer und

Schüler, ja eine Auszeichnung. Sie begriffe viele weitere Ansätze mit ein.

Eine Auszeichnung hat die Schule nach den Weihnachtsferien erreicht: Für ihre herausragenden Leistungen in den Kernfächern wurde sie in die besten 25 von knapp 400 bayerischen Gymnasien zertifiziert. In den landesweiten zentralen Tests, die seit einigen Jahren kurz nach Beginn des neuen Schuljahres in den Klassen 6 bis 11 in den Fächern Deutsch, Mathematik, Englisch und Latein durchgeführt werden, haben unsere Schüler im länger jährigen Mittel hervorragend abgeschnitten. Die entsprechende Urkunde hat uns allen sehr gut getan. Wir verkennen im Getriebe des Tages ja meist, welche heilbringende Wirkung das Lob hat. Es war in den Januarwochen so schön sichtbar und spürbar, wie sehr sich alle über die Auszeichnung gefreut haben.

Lob lässt Flügel wachsen.

Da die Auszeichnungen landesweit publik wurden, war mit einer **Zunahme der Schüleranmeldungen** zu rechnen. Die trat dann auch ein: mit 125 Neueinschreibungen in die Anfangsklassen wurde im Mai 2006 ein Rekord erreicht. Diese Zahl war in den letzten fünf Jahren bereits langsam von gut 80 auf knapp 100 hochgeklettert. Wir lagen damit voll im Trend des Zuwachses der Gymnasien und hier besonders der Schule mit klaren erzieherischen und wissensbezogenen Leistungsansprüchen. Die hohe Zahl sollte sich aber bei uns nicht fortschreiben. Wir bekämen rasch Raum- und vor allem Identitätsprobleme. Könnten wir dann noch die kleine, individuelle und anspruchsvolle Schule bleiben, als die man uns derzeit schätzt?

Alfons Strähuber

Premiere am Freisinger Dom-Gymnasium

Sprachunterricht mit altehrwürdigem Gespenst

English Drama Group meistert die Aufführung des „Canterville Ghost“ mit Bravur

Freising ■ Die Mitglieder der „English Drama Group“ – allesamt Schüler des Freisinger Dom-Gymnasiums – hatten schon seit Februar für die Premiere von Oscar Wildes „The Canterville Ghost“ geprobt. Obwohl sie das Stück in englischer Sprache aufführten, fehlte am Mittwochabend jede Spur von Nervosität – vielmehr spürte man die Freude an der Schauspielerei.

Warum opfert eine Gruppe von Zehntklässlern seine ohnehin knappe Freizeit, um ein Theaterstück des viktorianischen Zeitalters einzustudieren, zumal in englischer Sprache? Bessere Noten im Englischunterricht gab es dafür jedenfalls nicht. „Ein kleines Plus gewähren wir ihnen schon, man rechnet den Schülern einen solchen Einsatz hoch an“, sagt die Organisatorin und Regisseurin Ines Baumer. „Aber das wirkt sich nicht entscheidend auf die Endnote aus.“

Die gebürtige Kanadierin, die lange Zeit in den Vereinigten Staaten lebte, veranstaltet mit der Gruppe jedes Jahr ein englischsprachiges Bühnenstück. Zuletzt standen anspruchsvolle, textbeladene Werke auf dem Programm. Die Schüler hätten die Herausforderung zwar bravouros angenommen, aber „darum geht es nicht. Sie sollen zwar schon ihre Fähigkeit trainieren, Englisch zu sprechen – aber der Spaß an der Sache muss im Vordergrund stehen“, sagt Ines Baumer.

Dafür bot sich die kurze, schelmische Komödie des britischen



„The Canterville Ghost“ spielte die „English Drama Group“ des Dom-Gymnasiums: (v. l.) Ines Fohl, Konrad Straub, Kilian Harbauer, Ferdinand Schmitt und Annie Kobes. Konkts/Foto: Einfeldt

Sir Oscar Wilde an. Ines Baumer änderte den Text nur minimal ab, um ihn den Schauspielern sowie dem Publikum zugänglicher zu machen. „Es hat zwar lange gedauert, alles auswendig zu lernen – die schauspielerische Kunst fiel mir da um einiges leichter“, witzelt Ferdinand Schmitt, der die Hauptfigur Mr. Otis überzeugend verkörperte. „Trotzdem machte

uns allen der gesamte Prozess sehr viel Spaß. Wir haben das nie als Arbeit angesehen.“

Kilian Harbauer, der den draufgängerischen Washington Otis mit Hingabe spielte, meint, seine Englischkenntnisse merklich verbessert zu haben. „Es kamen ein paar neue Vokabeln hinzu, aber hauptsächlich hat sich die Hemmschwelle, frei und fließend Eng-

lisch zu sprechen, merklich verringert.“

Das Publikum genoss die fremdsprachige Darbietung und schenkte den Schülern anhaltenden Applaus. Nicht zuletzt weil man sich die Mühe gemacht hatte, den Erwachsenen auf die Sprünge zu helfen: Im Programm stand zu jeder Szene eine Kurzbeschreibung auf Deutsch. **KATJA SCHÜBL**

Für Kinder in Afghanistan



Die Schüler des Freisinger Dom-Gymnasiums haben gestern einen Teil des Erlöses aus ihrem Weihnachtsbasar an die Kinderhilfe Afghanistan übergeben. Der Initiator des Hilfswerks, der ehemalige Bundeswehrarzt Dr. Reinhard Erös war mit seiner

Ehefrau Annette persönlich gekommen, um von den Schülersprechern Clemens Fauvel, Ferdinand Schmitt und Felix Egerer, Direktor Alfons Strähuber und Verbindungslehrer Josef Wetzl (v.l.) einen Scheck über 1200 Euro entgegenzunehmen. efm

SZ · 18.03.06

Erfolgreich beim Fotowettbewerb

Mädchen beweisen ihren guten Blick

Schülerinnen des Dom-Gymnasiums stellen die Arbeit der Landschaftsgärtner in Bildern vor

Van Irene Helmes

Freising ■ Acht preisgekrönte Unikate hängen derzeit in der Säulenhalle des Dom-Gymnasiums. Denn erneut haben Freisinger Schülerinnen bei einem Wettbewerb ganz groß abgeräumt – in diesem Fall sechs Achtklässlerinnen, die mit ihren Bildern beim Fotowettbewerb „schoenerwelt.de“ beeindruckt konnten. Verena Klein, Veronika Leopold und Anna Zinith gewannen den zweiten Platz auf Landesebene, Elisabeth Wäsche, Hanna Weidenbacher und Katharina Würschinger setzten noch eins drauf und wurden sogar Bundesieger.

Ausgeschrieben wurde der Wettbewerb, an dem 311 Arbeitsgruppen teilnahmen, vom Verbund der deutschen Landschaftsgärtner; mitmachen durften Schüler der Jahrgangsstufen 8 bis 10. Aufgabe war, mit maximal fünf „aussagekräftigen“ Bildern die Arbeit von

Landschaftsgärtnern darzustellen. Für Kunstlehrerin Sylvie Hoisl ein guter Anlass, die Nachwuchsfotografen am Dom-Gymna-

stum richtig zu fördern. Von der Motivsuche über das Fotografieren auf dem DEULA-Gelände bis hin zur Laborarbeit mit Entwi-

ckeln, Vergrößern und Bearbeiten – die Schülerinnen lernten alle Schritte auf dem Weg zu einem professionellen Foto kennen. Auch die schwierige Entscheidung, welche Bilder bei der Jury eingereicht werden sollten, blieb den zwei Gruppen nicht erspart.

Vor allem „ein guter Blick“ sei wichtig beim Fotografieren, sagte Hoisl. Den haben die Mädchen bewiesen, denn die Bilder können sich sehen lassen: eine Hand, die in einen Haufen Pflastersteine greift, eine Tonne voller Schutzbrillen, zwei Arbeiter, die sich in einer Baggerschaufel und einer Schubkarre ausruhen – die Aufgabe des Wettbewerbs haben die Nachwuchsfotografinnen originell umgesetzt. Zur Belohnung gab es nun neben den Urkunden 500 Euro für den Bundesieger und 300 Euro für den zweiten Platz in Bayern. Doch am schönsten ist sicher der Hauptpreis: ein Workshop mit einem Profifotografen im Wert von über 2000 Euro.



Lehrerin Sylvie Hoisl (links) und Marcus Holböck vom VGL gratulieren Elisabeth Wäsche, Hanna Weidenbacher, Katharina Würschinger, Anna Zinith und Veronika Leopold zu ihrem Erfolg ebenso wie Josef Guxmayer (Vorsitzender VGL Oberbayern). lhr/Foto:efm

SZ · 28.06.05

Hochgenuss hoch oben auf dem Domberg

Dramatische und gefühlvolle Klänge beim Weihnachtskonzert des Dom-Gymnasiums

Freising (jns) – Freisinger musikbegeistertes Publikum strömte am Mittwochabend auf den mons doctus: Traditionell hatte das Dom-Gymnasium zum Weihnachtskonzert geladen, um den Gästen in der hektischen Vorweihnachtszeit zwei genussvolle Stunden zu bescheren.

Einen schwungvollen Auftakt legte die Big-Band mit „Jingle Bell Boogie“ hin. Im

weiteren Programm waren aber auch gefühlvolle Töne der Formation zu hören, etwa das von Jan Buscher mitleidig gesanglich unterstützte „Imagine“ von John Lennon.

Auf den dominanten Big-Band-Sound folgten ruhige Klänge. Die Volksmusikgruppe II hatte sich mit Akkordeon, Harfe, Flöte und Klarinette Mozart gewidmet und „Drei kleine Stücke“ vorgetragen. Dramatische

Klänge schlossen sich von Leontie Byrtus am Klavier an. Sie trug ihr selbst komponiertes Werk „Pour mes copines“ vor, das man sich gut als Untermauerung für einen spannenden Film hatte vorstellen können.

Nicht weniger professionell zeigte sich das Orchester mit seinem „Intermezzo“, in dem vor allem Streichinstrumente dominierten. Anna Läubler (Klarinette), Coline

Gomringer (Blockflöte) und Sabine Exner (Gesang) gewannen die Aufmerksamkeit des Publikums mit ihren vom Orchester begleiteten Solovorträgen.

Unter der Leitung von Schulleiter Alfons Strähuber erklang nochmals Bayerisches. Mit Kontrabaß, Gitarre, Akkordeon, Zither, Klarinette, Querflöte und Flöte in der Volksmusikgruppe I kam ein stimmungsvoller Ländler aus Weißenbach im Lechtal sowie ein „Orgelbairischer“ von Toni Reiser zur Aufführung.

Rhythmisch, dynamisch, harmonisch – so präsentierte sich der Chor. Mit einem rockigen „Elijah Rock“ und dem Gospel „Praise His Holy Name“ stellten die Sänger ihr Können unter Beweis. Muckmauschenstile herrschte in der Aula, als kurz vor Schluss Veronika Leopold „Mad World“ sang. Mit ihrer klaren, reinen Stimme schaffte sie es vorzüglich, die traurig trübe Stimmung des Liedes rüberzubringen.

Den Schlusspunkt des hervorragenden Konzerts bildeten die Gäste selbst. Zusammen mit Chor, Big-Band und Orchester wurde in „Still, still, still“ eingestimmt.



Eine Auswahl von schwungvollen, aber auch gefühlvollen Weihnachtsliedern präsentierte die Big-Band beim traditionellen Weihnachtskonzert in der Aula des Dom-Gymnasiums. Foto: ...

FT · 23.12.05



Über 700 Euro kamen bei der Spendenaktion des Dom-Gymnasiums zusammen, jetzt wurde das Geld übergeben (stehend v. l.): Gabi Albrecht, Beate Winkler (Lehrerin für kranke Kinder) und Religionslehrerin Rita Wörmann. Hinten (l.): Studiendirektor Herbert Ehnann. Foto: ...

Begleiter aus dem Dunkel ins Licht

Dom-Gymnasium: Vorbildliche Spendenaktion für Münchner Krebsstation

Freising (jns) – Wenn man mit dem Tod konfrontiert wird, ist man häufig hilflos. Trotzdem hat man das Bedürfnis, etwas zu tun. So war es auch 2005 nach dem Tod der zwölfjährigen kreislungen Martina, Schülerin des Dom-Gymnasiums. Ihre Freunde aus der damaligen Klasse 6 c und die Religionslehrerin Rita Wörmann organisierten eine große Grußkartenaktion, bei der über 700 Euro erzielt wurden, die die Kinderkrebstation am Schwabinger Krankenhaus bekam.

Weil ihre Freundin auf der Kinderkrebstation – den Schwabinger Krankenhauses – behandelt worden war, sollte die Spende nach dieser Klinik zugute kommen, beschloss die Schüler. Verschiedene Vorschläge wurden beraten. Während der Herbstferien 2005 entwarf die Lehrerin Rita Wörmann eine Schulweihnachtskarte, die zum Nachdenken anregen sollte. Die Collage zeigt einen Menschen im Dunkeln. Er steht auf dem Acker, steht in seinem Alltag, hat zu „ackern“, zu ar-

beiten, plagt sich, hat Probleme zu lösen oder sich mit ihnen zu arrangieren. Auf seinem Weg hat er eine Art Rucksack in Form einer Muschel (als Zeichen der Pilgerschaft) dabei. Er ist auf ein Ziel ausgerichtet, aus dem Dunkel zum Licht zu kommen. So wie unser Körper das Licht braucht und sucht, so sehnt sich auch unser Inneres nach Licht. Ein der Karte beigelegter Teebeutel sollte zum Verweilen, zu einer Unterbrechung des Alltags, zum Innehalten motivieren. Jungen und Mädchen

aus der Klasse (zwischen 7 c) teilten mit Geschick und Freude die Karten, legten Textblätter und Teebeutel ein und verpackten sie in Kuverts.

Dann wurden die Karten beim Elternsprechtag und während des Weihnachtsbursars des Gymnasiums verkauft, so dass jetzt mehr als 700 Euro an Beate Winkler, die als Lehrerin der staatlichen Schule für kranke Kinder an der Kinderkrebstation des Schwabinger Krankenhauses beschäftigt ist, übergeben werden konnten.

FT · 24.01.06

Dachauer Gedächtnisbuch erinnert an Korbinian Aigner und Michael Höck

KZ-Häftlinge sollen nicht vergessen werden

Hans Niedermayer, ehemaliger Rektor des Dom-Gymnasiums, verfasst die beiden Biografien

Freising/Dachau ■ Die beiden ehemaligen Schüler des Freisinger Domgymnasiums, „Apfelfarner“ Korbinian Aigner und Prälat Michael Höck, werden aus Anlass des 73. Jahrestages der Errichtung des KZ Dachau mit ihren Biografien in das Dachauer Gedächtnisbuch aufgenommen. Ein Festakt findet dazu am Mittwoch, 22. März, um 19.30 Uhr in der Evangelischen Versöhnungskirche auf dem Gelände der KZ-Gedenkstätte Dachau statt. Ehrengast ist der ehemalige Dachauer Häftling Abba Naor aus Israel, dessen Biografie ebenfalls in dem Gedächtnisbuch zu finden ist.

Jedes Jahr am 22. März, dem Jahrestag der Errichtung des Konzentrationslagers, werden neue biografischen Gedächtnisblätter vorgestellt, die in dem Buch erscheinen. Ehemalige Häftlinge, Angehörige, Schüler und interessierte Personen haben sie verfasst und setzen damit ein Zeichen der Erinnerung. Bisher sind es an die 60 Biografien, die in der Versöhnungskirche auf dem Gelände der KZ-Gedenkstätte ausgestellt werden.

Hans Niedermayer, pensionierter Direktor des Freisinger Domgymnasiums, ist Verfasser mehrerer heimat- und zeitgeschichtlicher Veröffentlichungen, und ehrenamtlicher Mitarbeiter des Gedächtnisbuch-Projektes in Dachau. Er widmete den ehemaligen Schülern des Domgymnasiums, Korbinian Aigner und Prälat Michael Höck, zwei Beiträge im Gedächtnisbuch. Korbinian Aigner war Pfarrer in Hohenbachern im

Landkreis Freising und wurde wegen einer regimiekritischen Äußerung im Religionsunterricht verhaftet. Nach der Befreiung wurde er durch sein Engagement im Bayerischen Landesverband für Gartenbau und Landespflege bekannt. Michael Höck war Präfekt am erzbischöflichen Knabenseminar, Seelsorger und Schriftleiter der Münchner Katholischen Kirchenzeitung. Der Grund seiner Verhaftung lag vermutlich in der von den Nazis verbotenen Presse-tätigkeit. Hans Niedermayer bezog seine Informationen aus Gesprächen mit Angehörigen von Aigner sowie aus Akten verschiedener Archive. Höck kannte er noch persönlich, er hatte ihm darüber hinaus Notizen und Unterlagen zur Verfügung gestellt.

Wie unterschiedlich die Wege der Menschen waren, die von den Nazis ins KZ verschleppt wurden, zeigt die Bandbreite der Biografien, die die Arbeitsgruppe des Gedächtnisbuch-Projekts zusammengetragen hat. Fast zwei Jahre lang engagierten sich Männer und Frauen für den Erhalt der Erinnerung an ehemalige Häftlinge des KZ Dachau. So unterschiedlich, wie ihre Erfahrungen sind, die sie aus ihrem Berufsleben mitbrachten, so individuell gingen sie in ihrer Recherchearbeit vor.

Zu seinem 78. Geburtstag bekommt Abba Naor ein Gedächtnisblatt von Hans Joachim Kniehl. Der pensionierte Vorstand der Dyckerhoff & Widmann AG (Dywidag), der Firma, die nach dem Krieg ein Fertigteilverk in Utting am Ammersee betrieb, zeichnete

die Lebensgeschichte des ehemaligen Dachau-Häftlings für das Gedächtnisbuch auf. Am 22. März stellen er und neun weitere Mitarbeiter des Projekts ihre Biografien vor und übergeben sie dem Dachauer Gedächtnisbuch in der Versöhnungskirche. Abba Naor, der heute in Israel lebt, feiert am Vorabend seines Geburtstag und nimmt als Ehrengast an der Präsentation teil.

Lange Interviews

Hans Joachim Kniehl hatte das Glück, seinen Projektpartner noch persönlich kennen zu lernen. Er traf Abba Naor zu einem langen Interview und zwei weiteren Gesprächen und kann ihm nun die Biografie selbst überreichen. Ab-

ba Naor kam in Litauen zur Welt, wo er und seine Familie als Juden der Verfolgung durch litauische und deutsche Nazis ausgesetzt waren. Er überlebte das Ghetto Kaunas, die KZs Stutthof und Dachau, wo er im Außenlager Utting für Dywidag und Stöhr sowie in Landsberg-Kaufering Zwangsarbeit leisten musste. Seine Mutter, seine beiden Brüder und zahlreiche weitere Mitglieder seiner Familie hat er verloren. sz

Die Biografien können in der Evangelischen Versöhnungskirche auf dem Gelände der KZ-Gedenkstätte (täglich außer montags von neun bis 17 Uhr) besichtigt werden. Interessierte erhalten Informationen über das Projekt unter www.gedaechtnisbuch.de oder über das Dachauer Forum, Ludwig-Ganghofer-Str. 4, 85221 Dachau, ☎ 0 81 31/99 68 80.



Sind aufgenommen in das Dachauer Gedächtnisbuch: Korbinian Aigner (links) und Prälat Michael Höck
bt/Fotos: Archiv

Das Reifezeugnis gibt es mit dem Lieblingslied im Ohr

Am Dom-Gymnasium wird deutlich, dass das Ende der Schulzeit einen großen Wendepunkt bedeutet

Von Irene Helmes

Freitag ■ Anzüge mit Blumen im Knopfloch, Sommerkleider, Trachten und legere Turnschuhe – das Bild war bunt gemischt bei der Zeugnisverleihung der Absolvía 2005 des Dom-Gymnasiums. Jeder kam nach eigenem Geschmack zum Jubeltag und hatte sich dazu ein Lieblingslied ausgewählt. So gingen die 44 jungen Frauen und Männer nacheinander zu fröhlichem Soul, feierlicher Klassik, Hip-hop, Volksmusik oder Rock den Mittelgang der Aula entlang aufs Podium, um dort das Reifezeugnis von Schulleiter Alfons Strähuber und Kollegstufenbetreuer Karl Reif zu bekommen.

Viele von ihnen, darunter die 1,6-Abiturientin Kristina Kuba, bekamen außerdem Auszeichnungen und Geschenke für Erfolge in Wettbewerben und andere besondere Leistungen. Nicht nur durch die abwechslungsreiche Musik und die Einlagen von Chor, Orchester und Bigband durchlebten die Absolventen und ihre Familien, Freunde und Lehrer bei dem Festakt wohl alle Gefühle, die an einem solchen „Juras-Tag“ möglich sind. So hatte Strähuber das Ende der Schulzeit zuvor genannt und auch alle anderen Reden hatten deutlich gemacht: Stolz, Hoffnungen und Ängste gehören an diesem Wendepunkt zueinander.

Strähuber hatte in seiner Begrüßung natürlich viel gelobt: die

Absolventen für ihren Schnitt von 2,3 und ihre persönlichen Leistungen und Engagements, die Eltern für ihre „sorgende Liebe“ und die Lehrer für ihr „nachsichtiges Zureden“ und insgesamt notwendige „strengen Tadel“. Elternmitglied Bernd Sutor beschwor die Absolventen, sich nicht von „Larmoyanz und Pessimismus“ anstecken zu lassen: „Sie haben das Abitur geschafft, was kann Sie da noch schrecken?“

Bürgermeister Fritz Forster würdigte die „viele Spitzenleistungen“ und sprach ebenfalls Mut zu: „Sie haben jetzt die Vorrunde überstanden, nun geht es ans Eingemachte“. Kollegstufenbetreuer Karl Reif wandte sich in seiner Abschiedsrede besonders an die vielen Schüler, die etwa als Jahrgangsvorsetzer, Tutoren, Schülerratler oder in den Musikgruppen zum Schulloben beigetragen hatten. Für großes Engagement wurden dazu Lisa Arnold, Andrea Schmölz und Markus Linseisen vom Verein der ehemaligen Schüler ausgezeichnet.

Linseisen war es auch, der die Rede für die Abiturienten hielt. Unterstützt von den „zwei Socien in meiner Brust“, symbolisiert durch Engländer (Arnold) und Teufelröhren (Richard Seizmann). Viele Lacher hatten die drei auf ihrer Seite, als sie bestgläubt Klassenfahrten und Prüfungsstress hervorhoben auf das G & U und überbetäubend riesende Lehrer verteilten



„Die Vorrunde ist überstanden, nun geht es ans Eingemachte.“ Bürgermeister Fritz Forster gab den Dom-Abiturienten auch mahnende Worte mit auf den Weg. (Foto: Künzler)

und Schulleiter und Hausmeister mit „Biermiefeln“ versorgten.

Strähuber hatte sich ebenfalls etwas einfaches lassen und verabschiedete die Abiturienten mit seinem eigenen Gedicht. Während

seine von den Zeitläufern „bepinselte“ Generation geglaubt habe, es werde immer so weitergehen, gelte es nun, „sein Glück zu bewahren, in solch schwer bewegten Jahren“. Doch mit viel Lob und

mutvollen Ansprüchen wurde Strähuber sein Vertrauen in die Absolvia deutlich. Das Rüstzeug habe ihnen die Schule hoffentlich mitgegeben, nun wünsche er ihnen viel Glück.

SZ · 25./26.06.05

Porträt

Große Herausforderung

Finalrunde für die Physikolympiade in Singapur

Was ihn an den Naturwissenschaften so fasziniert, kann er nur schwer beschreiben. „Vielleicht ist es der Spaß daran, Sachen vorherzusagen, die im Idealfall auch so eintreten“, vermutet Ludwig Straub, „aber genau kann ich das eigentlich gar nicht sagen“. Die Fächer an sich bereiten dem 18-Jährigen offensichtlich weniger Probleme. In diesem Jahr macht er am



Ludwig Straub vom Dom-Gymnasium, elfm

Klausuren ermittelt das Kieler Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften unter 18 Finalisten aus dem ganzen Bundesgebiet fünf Schüler, die Deutschland in Singapur vertreten sollen.

Dass er dazu gehören wird, glaubt Straub, der nach dem Abitur Physik studieren möchte, nicht: „Da sind viele Leute dabei, die im letzten Jahr schon im Finale waren und sich auf diesem hohen Niveau sehr gut auskennen; vier Top-Leute sind so gut wie gesetzt, und die restlichen 14 streiten sich um den einen freien Platz.“ Ein Problem hat Straub damit nicht: „Ich freue mich einfach, dass ich so weit gekommen bin.“ Schließlich habe er drei zum Teil sehr schwere

Runden überstanden, „und das hat Nerven gekostet.“ Außerdem mussten andere Interessen wie Gitarre oder Klavier spielen, Billard und Fußball in jungster Zeit hinten an stehen.

In den nächsten Wochen wird sich das kaum ändern, doch nach dem Abitur bleibt vielleicht wieder mehr Zeit für die Hobbys – falls Straub nicht gerade in dem Astrophysik-Buch schmökert, das ihm Schulleiter Alfons Strähuber zum Erreichen der Finalrunde geschenkt hat. Alexander Kappen

Freiwillige Mehrarbeit



Kollegstufenbetreuer Karl Reif (von links) war sichtlich stolz auf Lisa Arnold, Andrea Schmölz und Markus Linseisen, die bei der Zeugnisvergabe an die Absolvía 2005 von Wolfgang Illinger vom Verein ehemaliger Schüler des Dom-Gymnasiums für ihr Engagement bei Schülermitverwaltung und beim Tutorensystem ausgezeichnet wurden.

SZ · 26.06.05

SZ · 05.04.06

„Helfende Hände“ haben nun einen eigenen Raum

Neues Schülersanitäter-Zimmer am Dom-Gymnasium eingeweiht / Notfall während der Probe fürs Fest

Freising ■ Die Vorbereitungen zur feierlichen Einweihung des neuen Sanitätszimmers am Dom-Gymnasium laufen auf Hochtouren. Die Band probt, die Schülersanitäter der „Helfenden Hände“ gehen aufgeregt wieder und wieder den Ablauf durch, da kommt er schon, der nächste Notfall: Ein Junge aus der 6. Klasse verletzte sich beim Fußballspielen. Während die anderen also fürs Fest proben, ist eine Delegation der insgesamt 14 Schülersanitäter mit dem Ernstfall beschäftigt. Rasch ist der Hub verarztet und die telefonisch informierte Mutter holt ihn ab. So geht das. Ganz einfach.

So einfach ging es nicht immer. Als Maren Schmitt noch Schülerin war, ereignete sich ein Schulunfall, bei dem keiner so recht zu helfen wusste. Lehrer nicht – und Schüler auch nicht. „Das muss sich ändern“, dachte Schmitt und gründete zusammen mit sieben anderen im Juli 1998 den Schulsanitätsdienst am Dom-Gymnasium. Heute ist Schmitt Krankenschwester und als ehrenamtliche Johanniterin auch für die Ausbildung der Schulsanitäter verantwortlich. Im September gibt es einen dreitägigen Kurs für Neueinsteiger – und Fortbildungen alle paar Wochen. Oft sind es nur Kleinigkeiten:



Julia Bollinger wird von Leonie Byrtus, Barbara Wüst und der Sanitäter-Ausbildlerin Maren Schmitt (v. li.) „verarztet“. sawa/Foto: ein

Übelkeit oder Schürfwunden. Aber manchmal wird's bei den rund 120 Einsätzen im Jahr auch mal richtig brenzlig. Dann hilft die Routine. Der Notfall wird im Sekretariat gemeldet, die Sekreta-

rin schaut auf den Dienstplan und ruft per Haustelefon einen der drei Dienst habenden Sanitäter. Den Dienstplan erstellen die jeweiligen Gruppenleiter, derzeit Leonie Byrtus und Barbara Wüst. Immer drei Sanitäter haben Dienst, aus unterschiedlichen Klassen und Jahrgängen. Und wenn es zwischen Lehrern und den Sanitätern zu Unstimmigkeiten kommt, vermittelt die Biologielehrerin Theresia Löffler. „Ich bin da bei allen Fragen und helfe bei der Vermittlung.“ Aber eigentlich machen das Meiste die Schüler selbst.

Wir sind bei den kleineren Schulen sicher ein Vorreiter“, freut sich Rektor Alfons Strähhuber. Und jetzt haben die Schulsanitäter sogar einen eigenen Raum, der den hohen Auflagen der Behörden entspricht. Früher teilten sich die Sanitäter einen Raum mit dem Hausmeister. Bei einem Notfall nicht unbedingt ideal. Die Vorsitzende des Elternbeirats, Rita Straub, überreichte einen Geschenkkorb – mit Utensilien für die Erste Hilfe.

rustov

SZ · 12.07.05



Dom-Absolvia '85 spendiert Finanzspritze für Sanitätsraum

Über neues Verbrauchsmaterial für den Sanitätsraum können sich ab sofort die Schüler des Dom-Gymnasiums freuen. Im Rahmen des 20-jährigen Abiturtreffens der Absolventen von 1985 kam eine Spende von stolzen 250 Euro zusammen. „Für das Treffen wurde Geld gesammelt – was nicht ver-

braucht wurde, kam der Erweiterung des Sanitätsraumes zu Gute“, erklärte Wolfgang Reithmeier, Organisator des Abi-Festes. Natürlich hätten die 30 ehemaligen Dom-Schüler darüber diskutiert, wie und wo das Geld am besten angelegt sei. „Im letzten Jahr wurde der Sanitätsbereich neu errichtet. Damit

die Schüler ihren Dienst aufnehmen können, sind eine Menge neuer Geräte nötig“, weiß Direktor Alfons Strähhuber. Vor allem Leonie Byrtus und Barbara Wüst vom Schulsanitätsdienst freuen sich über die großzügige Spende: „Endlich können wir unseren Erste-Hilfe-Raum mit Blutdruckmessgeräten

auf den neuesten Stand bringen und selbständig arbeiten“. Unser Bild zeigt (von links): Julia Bollinger, Barbara Wüst, Direktor Alfons Strähhuber, Leonie Byrtus, Wolfgang Reithmeier, Herbert Ehmme, Marion Springer, Lisa Knoche und Theresia Löffler.

■ ap/sn/Foto: Lehmann

Überrascht Sie der Erfolg?

SZ-Gespräch mit Schulleiter Alfons Strähhuber

Das Freisinger Dom-Gymnasium hat es nun schwarz auf weiß: Es zählt – gemeinsam mit dem Karl-Ritter-von-Frisch-Gymnasium in Moosburg – zu den 25 besten Gymnasien in Bayern. Das bayerische Kultusministerium vergab zu Jahresbeginn Urkunden für „hervorragende Ergebnisse im Bereich der zentralen Leistungstests der Fächer Deutsch, Englisch und Mathematik. SZ-Redakteurin Petra Schnirch sprach mit Schulleiter Alfons Strähhuber.

SZ: Hat Sie der Erfolg des Dom-Gymnasiums überrascht?

Strähhuber: Dass die Leistungen bei uns über dem Durchschnitt liegen, haben wir erwartet. Der Ministerialbeauftragte gibt jedes Jahr für seinen Bezirk Statistiken heraus – da waren wir immer schon vorn dabei. Dass wir aber zu den besten 25 von insgesamt 400 Gymnasien in Bayern zählen, hat uns schon überrascht und natürlich auch sehr gefreut.

SZ: Worauf führen Sie den Erfolg zurück?

Strähhuber: Unsere Schüler haben in der Regel ein bürgerliches, bildungsinteressiertes und sozial gut situiertes Elternhaus im Hintergrund. Die Kinder bekommen schon früh vermittelt: Arbeit und Leistung lohnen sich. Hinzu kommt die elterliche Erwartungshaltung. Diese Faktoren halte ich für den Hauptgrund. Die Leistungstests finden in den sechsten und achten Klassen statt – da spielt das Elternhaus noch eine sehr große Rolle. Außerdem haben wir sehr gute Lehrer. Angesichts der Motivation der Schüler und des Interesses der Eltern ist es aber auch leicht, hier zu unterrichten. Wir haben am Dom-Gymnasium keine Disziplinprobleme. Mit städtischen Problemschulen in München können Sie das nicht vergleichen. Daher gibt es bei den Lehrern auch kaum einen Wechsel.

SZ: Was unterscheidet das Dom-Gymnasium noch von anderen Schulen?

Strähhuber: Auch das schöne Gebäude selbst motiviert. Die Großzügigkeit des Hauses nimmt Aggressionspotenzial. Bei uns finden sie kein Graffiti. Außerdem sind wir mit 700 Schülern eine kleine Schule, da kann man sich um jeden einzelnen besser kümmern. An großen Schulen herrscht eine Tendenz zum Rausprüfen. Wir haben da eine ganz andere Einstellung und versuchen, möglichst jeden mitzunehmen. Positiv wirkt sich auch aus, dass die Schule nicht direkt angefahren werden kann. Bis die Schüler auf dem Domberg sind, haben sie ihren motorischen Drang schon abgearbeitet. Auch OB Dieter Thalhammer weiß, was er an dem Haus hat – und dass ein schönes Haus erhalten werden muss.

SZ: Wirkt sich die humanistische Ausrichtung der Schule positiv aus?

Strähhuber: Wenn wir mit Latein als einziger Anfangssprache aufhören würden, hätten wir eine ganz andere Schülerklientel. Außerdem würden die Schülerzahlen schlagartig nach oben gehen. 15 der 25 besten Gymnasien haben eine humanistische Ausrichtung, 20 bieten Latein als erste Fremdsprache an. Die Tests haben gezeigt: Schüler, die mit Latein anfangen, schneiden in der Regel in Deutsch besser ab, denn es wird viel Grammatik abgefragt. Der Erfolg hängt also vom Schultyp ab. Dahinter steht eine gewisse Elternschaft und die Schulen bleiben relativ klein. Das ebenfalls ausgezeichnete Karl-Ritter-von-Frisch-Gymnasium in Moosburg zählt zu den wenigen Ausreißern, da es mit 1000 Schülern relativ groß und auch kein humanistisches Gymnasium ist. Für das Dom-Gymnasium ist der Erfolg aber leicht zu begründen.



Schulleiter Alfons Strähhuber.

Kompromiss gefunden

Dom-Gymnasium für G 8-Betrieb gerüstet

Freising ■ Die Stadt Freising schafft durch die Umgestaltung einiger Räume im Dom-Gymnasium die Voraussetzungen für den G 8-Betrieb sowie eine Mittagsverpflegung. Im Kulturausschuss wurden die Pläne erläutert. Vor allem Lehrerarbeitsplätze sollen entstehen. Das achtjährige Gymnasium mache den „Ganztagesbetrieb“ für die Pädagogen zur Regel, begründete Direktor Alfons Strähhuber die Notwendigkeit von geeigneten Büro-Arbeitsplätzen.

Sowohl die im Untergeschoss nicht mehr genutzte Schulküche als auch ein Leseraum im zweiten Stock werden zu Lehrerarbeitsplätzen umgebaut. Im Erdgeschoss wird ein Zimmer als Küche für die Mittagsbetreuung bereit gestellt.

In der Aula wird eine Zone für die Esseneinnahme geschaffen. Im Gegenzug soll der bisherige Speiseraum als Lager für Stühle, Bühne und Flügel genutzt werden. Handarbeits- und Vorbereitungsraum im zweiten Obergeschoss werden schließlich als zwei neue Klassenzimmer Verwendung finden.

Der Schulleiter sprach mit Blick auf das Raumprogramm von einem „Kompromiss“: Einerseits wachse der Betreuungsbedarf durch das G 8, andererseits sei die Entwicklung der Schülerzahlen „nicht genau vorhersehbar“. Die besondere Schwierigkeit des Dom-Gymnasiums sei, dass ein Anbau nicht in Frage komme und man auch nicht damit rechnen könne, das ehemalige erzbischöfliche Brauhaus demnächst zur Verfügung gestellt zu bekommen. Eigentümer ist die Staatsbrauerei Weißenstephan.

Schulreferentin Eva Böning (SPD) lobte die Initiativen der Stadt: Es sei „erfreulich“, wie schnell in sämtlichen Schulen auf die Einführung des achtstufigen Gymnasiums reagiert wurde. Der Kulturausschuss beauftragte das Hochbauamt, die Planung zu konkretisieren sowie eine Kostenberechnung vorzunehmen. *sda*

Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

Domberg 3-5
85354 Freising



Tel. 08161/48070 - Fax 480718 - eMail: Dom-Gymnasium.Freunde@t-online.de
Bankverbindung 35352 - Sperrer Bank Freising - BLZ 700 310 00

Beitrittserklärung

Name: _____ geb. am _____

Straße: _____ Falls ehemaliger Schüler
Abiturjahrgang: _____

PLZ/Wohnort: _____ eMail-Adresse: _____

Ich trete dem Verein Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V. bei.

Mitgliedsbeitrag

Ich zahle den in der Mitgliedsversammlung beschlossenen Mindestbeitrag (derzeit bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 5 Euro, darüber 15 Euro)

jährlich _____ Euro (soweit Beitrag über Mindestbeitrag)

Überweisung / Bankeinzug

Der jährliche Mitgliedsbeitrag zuzüglich Kosten für die umseitig bestellten Sonderleistungen wird auf das Vereinskonto **überwiesen**

Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagenerstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: _____

Kreditinstitut: _____

Bankleitzahl: _____

durch Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

Ort Datum

Unterschrift

Es gilt nur das Angekreuzte

Rückseite beachten!

Bestellung von Sonderleistungen

Einem Vereinsmitglied werden die jeweiligen Vereinsmitteilungen kostenlos übersandt. Zusätzlich bestelle ich gegen Bezahlung der hierfür entstehenden zusätzlichen Kosten (Verkaufspreis und Porto)

- die jährlich erscheinenden Jahresberichte des Dom-Gymnasiums Freising
- die Abiturzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising
- die Schülerzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising

Buchbestellung

Ich bitte, mir zu übersenden:

- Exemplar/e des Buches: Hans Niedermayer (Hrsg.) „**Von nichts kommt nichts**“ mit Beiträgen über bedeutende ehem. Schüler des Dom-Gymnasiums Freising (6 Euro + Porto)
- Exemplar/e des Heftes mit Fotos des **Fotokurses** des Dom-Gymnasiums Vorwort Helmut Achatz, der den Fotokurs leitet (Heft 2,50 Euro + Porto)
- Exemplar/e des **Dom-Spiegels** _98 / 99 /00 / 01 / 02 / 03 / 04
(frühere Jahrgänge sind leider vergriffen - Zusendung erfolgt kostenlos)
- Exemplar/e der **Festschrift zum 175-jährigen Jubiläum der Schule** (10 Euro + Porto)

Änderungsmitteilung

- Änderung der Beitragshöhe:**
 - Ich zahle ab sofort freiwillig einen höheren als den satzungsgemäßen Beitrag, nämlich jährlich.....Euro
 - Ich habe bisher einen höheren Beitrag bezahlt, möchte jedoch in Zukunft nur noch den satzungsgemäßen Beitrag bezahlen.

- Zusendung von Einladungen:**

Ich bitte, in Zukunft von der Zusendung von Einladungen (Ausnahme: Einladung zur Mitgliederversammlung und Zusendung des Mitteilungsblattes "Dom-Spiegel") **abzusehen**, weil ich zu den Veranstaltungen nicht kommen kann / von den Einladungen bereits durch Übersendung an ein anderes Mitglied des Vereins erfahre.

- Kündigung eines Abonnements:**

Mir wurde bisher zugesandt:

- der jährlich erscheinende **Jahresbericht**
- die jährlich erscheinende **Abiturzeitung**
- die Schülerzeitung „**Dom-Report**“

Ich bitte, die Zusendung künftig **einzustellen**.

Schwarzes Brett

Wer kennt noch Adressen von Klassenkameraden?

Und auch in diesem Jahr sammelt der Verein Adressen von ehemaligen Schülern und Lehrern des Dom-Gymnasiums. Auf Wunsch können auch Klassenkisten angefordert werden.

Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.
Domberg 3-5 · 85354 Freising · info@das-dom.de

Imus, venimus, videmus

Wir von der Redaktion des Dom-Spiegels wollen gerne Bilder von Wiedersehensfeiern bringen. Deshalb die Bitte: Schicken Sie uns ein Gruppenfoto zu, falls so eines bei einem Absolviatreffen im Verlauf des Jahres 2005 geschossen wurde. Wichtig wäre auch, dass die Namen der Teilnehmer angegeben werden. Könnte vielleicht der jeweilige Fotograf seinem Herzen einen Stoß geben und sich dieser Aufgabe unterziehen?

Im Namen der Leser dieser Zeitschrift im Voraus
schon ein herzliches Vergelt's Gott.

Verzogen

Es sind einige Mitglieder verzogen, ohne uns die Adressänderung mitzuteilen.
Wer kann uns die aktuellen Adressen folgender Mitglieder nennen?

Kai Thiessen, letzte bekannte Anschrift Theobald-Kerner-Str. 6, Stuttgart
Erdem Herdem, letzte bekannte Anschrift Angermaierstr. 57, Freising

Impressum

Mitwirkende in alphanumerischer Reihenfolge: Markus Franke (Vorlayout)
Sigrun Groneberg (Titelbild) · Andreas Hofmann und Michael Korotwitschka (Werbung)
Manfred Musiol (Redaktion)
blubbfish image & art werbeagentur und internetgalerie (Reinlayout)

Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.
Domberg 5 · 85354 Freising - info@das-dom.de



Wir gratulieren

85 Jahre

Hilda Steeger 24.11.1921

Konrad M. Poellinger 09.02.1922

Dr. Norbert Herrmann 12.07.1922

80 Jahre

Georg Glück 29.03.1927

75 Jahre

Max Mayr 16.04.1932

Heribert Rampf 09.05.1932

Peter Gotzmann 26.06.1932

Dr. Albert Hellmeier 25.07.1932

Rolf-Günter Weber 08.08.1932

70 Jahre

Annemarie Schmid 04.07.1936

Peter Muthig 11.08.1936

Dr. Lorenz Wachinger 25.08.1936

Gerda Werdich 11.09.1936

Anton Bachl 12.09.1936

Theo Kruis 18.10.1936

Luise Schlager 20.10.1936

Günther Stieber 23.10.1936

Dr. h.c. Hans Zehetmair 23.10.1936

Peter Kersch 22.11.1936

Wolfram Dobler 27.11.1936

Franz Gleixner 15.12.1936

Dr. Ludwig Lettenmayer 12.01.1937

Viktoria Luttner 26.01.1937

Elisabeth Kruis 11.02.1937

Margarete Reitlinger 20.02.1937

Franz Lebender 23.05.1937

Dr. Reinhold Plenk 21.06.1937

Lothar Schönhärl 21.06.1937

Karl Warmuth 23.06.1937

Dietmar Fichter 28.06.1937

65 Jahre

Johann Utz 30.08.1941

Raimund Lex 07.09.1941

Monika Strohbusch 28.09.1941

Hans Zotz 18.10.1941

Bernd Schächtele 01.11.1941

Ludwig Holzner 17.11.1941

Dr. Eduard Jordan 28.11.1941

Dr. Michael Tiegel 04.02.1942

Dr. Florian Geier 08.02.1942

Dr. Anton Gattinger 17.03.1942

Richard Lienert 30.05.1942

Heide Pye 17.07.1942

Rudolf Goerge 30.07.1942